

Anregungen zur Lehr- und Lernplanung im Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften

Teil 2

Hinweise

Die Reihe »Materialien« wird vom Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur verlegt, sie stellt jedoch keine verbindliche, amtliche Verlautbarung des Ministeriums dar. Die verwendeten Personenbezeichnungen beziehen sich auf Personen beiderlei Geschlechts. Dem Freistaat Thüringen, vertreten durch das Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien, sind alle Rechte der Veröffentlichung, Verbreitung, Übersetzung und auch die Einspeicherung und Ausgabe in Datenbanken vorbehalten. Die Herstellung von Kopien und Auszügen zur Verwendung an Thüringer Bildungseinrichtungen, insbesondere für Unterrichtszwecke, ist gestattet. Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Thüringer Instituts für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

ISSN 0944-8705

Bad Berka 2016

1. Auflage

Herausgeber

© Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien (Thillm)

Heinrich-Heine-Allee 2–4, 99438 Bad Berka

E-Mail: institut@thillm.de

URL: www.thillm.de

Autoren

Frank Petz

Andrea Propst

Angelika Nembach

Bodo Fuhlrott

Dr. Sigrid Biskupek

Redaktion

Dr. Sigrid Biskupek, Rigobert Möllers

Titelfoto: © green2 – Fotolia.com

Die Publikation wird gegen eine Schutzgebühr von 4,00 € abgegeben.

Inhaltsverzeichnis

1	Kommunikation im Alltag	5
	Die Bedeutung von Massenmedien und Online-Kommunikation im Allgemeinen und für Jugendliche	5
	Variante 1	18
	Variante 2	22
	Variante 3	26
2	Individualisierung als gesellschaftlicher Trend	30
	Variante 1	30
	Variante 2	33
Anhang		
	Materialien zum Modul Kommunikation im Alltag	39
	Materialien zum Modul Individualisierung als gesellschaftlicher Trend	64
	Methodenblätter	87
	Operatoren Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften 9/10	95
	Glossar	96
	Literaturverzeichnis	98

1 Kommunikation im Alltag

Die Bedeutung von Massenmedien und
Online-Kommunikation im Allgemeinen und für Jugendliche
Cynthia Meißner und Constanze Rossmann,
Universität Erfurt

Einleitung

Ein Leben ohne Medien ist in der heutigen Gesellschaft kaum denkbar. Wer gäbe uns am Morgen einen Kurzüberblick über das Weltgeschehen, gäbe es weder Hörfunk oder Zeitung noch Frühstücksfernsehen oder Online-Nachrichtenportale? Wie könnten wir ohne Tonträger (CD/LP/MP3) oder Musikstreaming-Dienste täglich Musik hören? Wie würden wir die Telefonnummer unserer Ärzte¹ ohne weiteres herausfinden, gäbe es weder Arztportale noch Telefonbücher? Wie würden wir Filme sehen und uns damit erschöpft vom Tage berieseln lassen, gäbe es weder Fernsehen oder Videoportale noch DVDs oder Kinovorführungen?

Medien sind aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken und haben diesen tief durchdrungen. Der vorliegende Beitrag wird vor diesem Hintergrund die Bedeutung der Massen- und Online-Medien für die Gesellschaft in den Blick nehmen. Im Fokus steht dabei, wie Informationen und Medieninhalte entstehen, wie sie präsentiert und von den Rezipienten wahrgenommen werden, und welche Rolle die Massenmedien und Onlinemedien, vor allem bei Jugendlichen, spielen.

Zur Bedeutung der Massenmedien in der Gesellschaft

Die Mediennutzung nimmt im Leben der Deutschen zusammen mit Schlafen und Arbeiten einen Großteil der Zeit in Anspruch. Täglich verbringen die Deutschen pro Tag 9 Stunden und 26 Minuten mit Medien, d. h. mit Fernsehen, Radio, Zeitung, Internet, Zeitschriften, Video/DVD sowie CD/MP3s (Best & Handel, 2015)². Noch vor zehn Jahren war die Mediennutzung um etwa eine halbe Stunde länger. Dies deutet darauf hin, dass die Mediennutzungsdauer einen Deckeneffekt erreicht hat und auf einem sehr hohen Niveau stagniert, da der Vielfalt an Nutzungsmöglichkeiten zeitliche Grenzen gegenüber stehen. Dies führt nicht zuletzt zu einem Wandel hin zur Parallelnutzung mehrerer Medien gleichzeitig (ebd.). Konkret verteilt sich die Mediennutzung der deutschen Bevölkerung ab 14 Jahren hauptsächlich auf die klassischen Massenmedien Fernsehen (208 Minuten), Radio (173 Minuten) und Tageszeitung (23 Minuten), wobei das Radio hauptsächlich ein „Nebenbeimedium“ ist, das beim Autofahren oder während der Arbeit genutzt wird. Während die Nutzungsdauer bei den klassischen Medien kontinuierlich zurückgeht,

¹ Anm: Aus Gründen einer besseren Lesbarkeit stehen Personenbezeichnungen für beide Geschlechter.

² Die Daten basieren auf der ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation, die im 5-Jahres-Rhythmus die Nutzung und Bewertung von Medien im Vergleich erhebt. Im Jahr 2015 wurden 4300 Personen ab 14 Jahren telefonisch befragt.

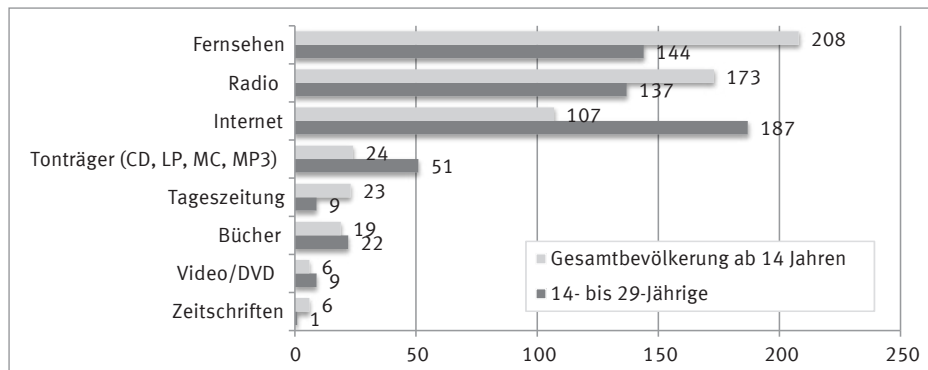


Abbildung 1: Mediennutzungsdauer in Minuten/Tag Gesamtbevölkerung und 14- bis 29-Jährige im Vergleich (Quelle: ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation; Best & Handel, 2015, S. 546)

erlebt die Internetnutzung einen rasanten Anstieg. Nutzten die Deutschen 2005 das Internet noch 44 Minuten am Tag, sind es 2015 schon 107 Minuten. Bei den 14- bis 29-Jährigen nimmt es dabei mit 187 Minuten einen noch größeren Teil der Nutzungszeit ein. Dem Fernsehen schenken die Deutschen meist ihre ungeteilte Aufmerksamkeit und dies mit großer Ausdauer. In den letzten 25 Jahren ist die Fernsehnutzungsdauer von durchschnittlich 125 Minuten im Jahr 1980 auf etwas dreieinhalb Stunden im Jahr 2015 angestiegen, wobei der Zuwachs hauptsächlich der Nutzung von Unterhaltungsangeboten zugutekam. Hinter den beiden „Medienschwergewichten“ fällt die Nutzung der übrigen Medien deutlich ab. Die Zeitung wird durchschnittlich 23 Minuten am Tag genutzt, Zeitschriften nur 6 Minuten, Bücher 19, CDs und andere Tonträger 24, Video/DVD 6 Minuten am Tag (Abbildung 1). Bei all diesen Werten handelt es sich um Durchschnittswerte, die vom 14-jährigen Teenager bis zum Greis alle Menschen umfassen. Zwischen den einzelnen soziodemographischen Gruppen ergeben sich zum Teil stärkere Unterschiede, die den generellen Befund einer inten-

siven Mediennutzung aber nicht verdecken können.

Das Fernsehen als klassisches Massenmedium ist nach wie vor das beliebteste Medium des deutschen Publikums und bedient mit der Vielfalt seines Programmes verschiedene Interessen. Am meisten genutzt wird es, um fiktionale Unterhaltung (z. B. Fernsehserien, Spielfilme) und Informationsangebote zu rezipieren. Nachgeordnete Sparten sind nonfiktionale Unterhaltung (z. B. Gameshows, Castingshows), Werbung und Sport (Abbildung 2).

Der Zugang zu Fernsehinhalten ist dabei auf verschiedene Art und Weise möglich. Das aktuelle Programm wird sowohl über Satellit, Kabel, Internet (Livestream) und terrestrisch übertragen. Hinzu kommt die Möglichkeit, Sendungen via Video-, Festplatten- oder Online-TV-Recorder aufzuzeichnen und zu einem späteren Zeitpunkt abzuspielen. Darüber hinaus kann man auf viele Fernsehinhalte auch über DVD, Online-Mediatheken der Sender, Film- und Serienbibliotheken (z. B. Watchever, Netflix) sowie über Online-Videoportale wie

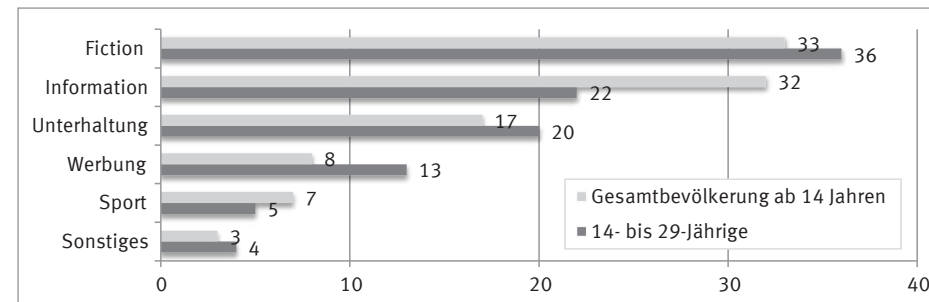


Abbildung 2: Spartenutzung im deutschen Fernsehen Gesamtbevölkerung und 14- bis 29-Jährige im Vergleich, Angaben in % (Quelle: Media Perspektiven, Basisdaten 2015, S. 71)

YouTube oder myVideo zugreifen. An dieser Vielfalt zeigt sich zugleich auch, dass das Abspielen von Fernsehinhalten sowohl ortsgebunden am heimischen TV-Gerät oder dem Computer, aber auch ortsungebunden über Notebook, Tablet oder Smartphone möglich ist. Die Folgen dieser Vielfalt an Zugangswegen zeigen sich vor allem hinsichtlich eines Anstiegs beim zeitversetzten Fernsehen via Smart-TV und Internet, insbesondere bei den 14- bis 29-Jährigen, was gleichzeitig auf einen Trend hin zu einer hochselektiven Programmauswahl hindeutet. Ferner zeigt sich eine Tendenz zu einer „kontinuierlich steigenden Parallelnutzungsdauer tagesaktueller Medien über fast alle Altersgruppen sowie bei Männern und Frauen [...]“, was ein die gesamte Gesellschaft betreffendes Nutzungsphänomen darstellt (Best & Handel, 2015, S. 545). Die „Parallelnutzung“ bezeichnet dabei konkret das Phänomen, dass in bestimmten Zeittakten mehrere Medien gleichzeitig durch die Rezipienten genutzt werden. Sie beträgt neun Prozent der Mediennutzungszeit, was 51 Minuten entspricht (ebd.). In der kommunikationswissenschaftlichen Forschung wird die Parallelnutzung auch mit dem Begriff des Second Screen betitelt, „was recht anschaulich ein Szenario

beschreibt, in dem parallel zum Fernseher ein zweiter Bildschirm zum Einsatz kommt“ (Busemann & Tippelt, 2014, S. 408). Dies wird insbesondere bei Jüngeren durch die starke Verbreitung von Smartphones und Tablets begünstigt. Zwei Formen der Second Screen-Nutzung sind zu unterscheiden: zum einen die vom Fernsehprogramm unabhängige Nutzung eines zweiten Bildschirms, beispielweise zum Schreiben von E-Mails oder zum Online-Shopping, zum anderen eine auf das originäre Fernsehprogramm abgestimmte Nutzung – und damit Second Screen-Nutzung im engeren Sinne. In diesem Fall verweisen die Fernsehsender im laufenden Programm auf Second Screen-Angebote, wie bspw. Hintergrundberichte, Live-Chats, weitere Kameraperspektiven oder vertiefende Statistiken zu Sportübertragungen oder Unterhaltungsshows (Busemann & Tippelt, 2014).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Medien im Alltag eines jeden generell eine große Rolle spielen und die Mediennutzung kontinuierlich zunimmt, wobei die Nutzungszeit nicht weiter zunimmt, sondern sich zu einer Parallelnutzung hin verschiebt und damit zunehmend zur „Nebenbei-Nutzung“ wird. Außerdem zeichnet

sie sich durch ihre zunehmende Zeit- und Ortsunabhängigkeit aus (Koch & Frees, 2015). Gleichzeitig zeigen diese Zahlen, welche Bedeutung die Massenmedien generell im Alltag haben, und wie wichtig sie somit zur Vermittlung und Wahrnehmung von Informationen sind. Meist sind sie die erste und einzige Informationsquelle. Im nachfolgenden Abschnitt soll daher betrachtet werden, wie Nachrichten ausgewählt und dargestellt werden und wie welche Medieninhalte vermittelt werden. Nicht alles, was in der Welt geschieht, kann von den Medien aufgegriffen werden. Vielmehr präsentieren sie lediglich einen minimalen Ausschnitt der Realität. Die Hauptursache dafür liegt im hohen Selektionsdruck der Massenmedien.

Auswahl und Darstellung von Nachrichten – Die Entstehung von Medieninhalten

Um eine demokratische Meinungs- und Willensbildung zu gewährleisten, ist es notwendig, dass Nachrichten ungehindert und möglichst unverändert vom tatsächlichen Ereignis, über das Medium hin zum Rezipienten gelangen (Schulz, 2009). Gleichzeitig haben Zeitungen, Zeitschriften, Hörfunk und Fernsehen nur begrenzt Platz, um über die aktuellen Geschehnisse der Welt zu berichten. Nur ein Bruchteil der Ereignisse überwindet daher die Selektionsschwelle: Schätzungen gehen davon aus, dass nur ein bis zehn Prozent aller Ereignisse durch die Nachrichtenagenturen aufgegriffen werden und davon wiederum nur ein Bruchteil in die Medien kommt (Brosius, 1995). Dafür gibt es verschiedene Begründungen: das redaktionelle Umfeld eines Senders oder einer Tageszeitung, d. h. die so genannte Blattlinie, die subjektive Einstellung eines einzelnen Journalisten

(News Bias) und der wirtschaftliche Hintergrund der Medienunternehmen, die mit der Konkurrenz um Rezipienten ringen müssen. Daher ist die Nachrichtenauswahl auch an die Interessen, Vorlieben und Erwartungen des Publikums geknüpft (Schulz, 2009). Der Selektionsdruck führt in nahezu allen Medien zu systematischen Verzerrungen der ausgewählten im Vergleich zu den nicht-ausgewählten Nachrichten und damit zu einer medialen Konstruktion von Realität, die nicht immer mit der tatsächlichen Wirklichkeit übereinstimmt.

Die **Nachrichtenwerttheorie**, die sich systematisch mit den Kriterien der Nachrichten-selektion auseinandersetzt, schlägt eine Vielzahl von Faktoren vor, die die Publikationswahrscheinlichkeit einer Nachricht erhöhen (z. B. Schulz, 1990). Das sind beispielsweise Negativismus (z. B. Bericht über ein Zugunglück), Überraschung/Sensationalismus, Personalisierung, Emotionalisierung und Prominenz. Negative Nachrichten haben eine größere Chance, publiziert zu werden, als positive Nachrichten, ebenso wie Nachrichten, die das Überraschende, das noch nie Dagewesene berichten und Nachrichten, die persönliche Schicksale beschreiben. Auch Nachrichten, die für die Rezipienten einen emotionalen Bezug haben, werden eher publiziert, und nicht zuletzt Themen, die Prominente betreffen und eine regionale Nähe schaffen. Diese Nachrichtenfaktoren greifen ineinander und führen dazu, dass „die Welt da draußen“ gefährlicher, risiko- und schadensreicher erscheint, als es tatsächlich der Fall ist.

Aber nicht nur bei Nachrichten kommt es durch Selektionsprozesse zu Verzerrungen, sondern auch in der Sparte der Unterhaltungsangebote, wie beispielsweise in Spielfilmen, Fernsehserien, Boulevard-Magazinen oder Casting-Shows. So sind in

Spielfilmen die Gewaltanteile relativ hoch, Themen, die Beziehung, Partnerschaft und Sexualität betreffen, werden überproportional häufig betrachtet, Casting-Shows, wie Germany's Next Topmodel, oder Sendungen über Schönheitsoperationen vermitteln bestimmte Schönheitsideale und nicht zuletzt werden Berufe stereotypisiert und idealisiert (etwa Ärzte oder Lehrer) dargestellt. Diese verzerrte Darstellung der Realität kann sowohl positive als auch negative Einflusspotentiale bergen. Dieser Frage widmet sich die Medienwirkungsforschung.

Medienwirkungen

Die Medienwirkungsforschung untersucht sämtliche Veränderungen beim Individuum und in der Gesellschaft, die sich direkt oder indirekt auf Vorhandensein, Inhalte und Rezeption von Medien zurückführen lassen. Die Kommunikationswissenschaft hat eine ganze Reihe von theoretischen Ansätzen entwickelt, die auf der Mikroebene (basierend auf psychologischen Theorien) oder Makroebene (basierend auf soziologischen Theorien) Medienwirkungen beschreiben. Diese Theorien haben in der Regel einen probabilistischen Charakter: Sie machen Wahrscheinlichkeitsaussagen darüber, ob zwischen bestimmten Formen der Medienberichterstattung und dem Verhalten von Individuen ein Zusammenhang besteht. Ob Medien durch ihre Berichterstattung eine Wirkung erzielen oder nicht, hängt von einer ganzen Reihe von Bedingungen ab. Auf Seiten der Medien spielt eine Rolle, in welchen Mediengattungen oder Genres eine Botschaft platziert wird und wie sie aufbereitet wird (Rhetorik, Argumentstruktur, Bebilderung, o. ä.). Auf der Rezipientenseite hängen Medienwirkungen von Nutzungsmotiven, Persönlichkeitsstruktur, Befind-

lichkeit und der Art der Mediennutzung ab. Aber auch die Situation, in der Medien rezipiert werden, spielt eine Rolle. Etliche Medienwirkungsforscher kommen daher zu einem eher resignierenden Gesamtfazit: Manche Medien haben zu manchen Zeiten auf manche Rezipienten manche Wirkungen (z. B. Klapper, 1960).

Medienwirkungen können schließlich zahlreiche Aspekte menschlichen Lebens und Verhaltens betreffen. Sie können physiologische oder affektive Zustände des Individuums ändern, sie können Wissen und Kognitionen verändern, sie können Einstellungen und Meinungen beeinflussen und letztlich auch Verhaltensabsichten und tatsächliches Verhalten. Generell kann man davon ausgehen, dass kurzzeitige und vorübergehende Wirkungen leichter zu erzielen sind als dauerhafte und tiefgreifende. Physiologische Zustände, kurzfristige Urteilstendenzen, Emotionen und Motivlagen können relativ leicht beeinflusst werden. Wissen und Kognitionen können ebenfalls beeinflusst werden, wenn auch nicht in der gleichen Intensität. Einstellungen, Meinungen und Verhalten sind dagegen nur schwer zu beeinflussen. Im letzteren Fall spielen Theorien der kognitiven Dissonanz (vgl. z. B. Festinger, 1957) eine wichtige Rolle: Individuen meiden einstellungsdiscrepante Informationen und reagieren mit Reaktanz, wenn sie feststellen, dass sie in ihren Meinungen beeinflusst werden sollen. In diesem Fall haben Medienbotschaften häufig eine gegenläufige Wirkung. Drei Ansätze der Medienwirkungsforschung sollen hier kurz vorgestellt und damit die Bedeutsamkeit der Medienwirkungen hervorgehoben werden.

Die Verbreitung von Nachrichten und deren Wahrnehmung in der Gesellschaft, d. h.

seitens des Publikums erklärt der **Agenda Setting Ansatz** als ein Ansatz der sozialen Medienwirkungen. Er geht davon aus, dass sich die von den Medien gesetzte Agenda aktueller und bedeutsamer Themen auch in der Agenda des Publikums wiederfindet. Agenda-Setting beschreibt so einen „Prozess durch den die Massenmedien die relative Wichtigkeit von Themen, Ereignissen und Attributen an das Publikum kommunizieren“ (Schenk, 2007, S. 439). Die häufige Berichterstattung über bestimmte Themen (First-Level-Agenda-Setting) aber auch über bestimmte Attribute von Themen, Ereignissen oder Personen (Second-Level-Agenda Setting) führt dazu, dass diese seitens der Rezipienten als wichtiger wahrgenommen werden als andere: „Aus den Medien erfahren wir, worüber wir uns Gedanken machen sollen [...], ohne dass die Medien uns vorschreiben, welche Meinung wir zu diesem Thema entwickeln und vertreten sollen“ (Beck, 2013, S. 211, Hervorhebung im Original). Durch die Häufigkeit, den Umfang, die Dauer der Berichterstattung zu den jeweiligen Themen und die Platzierung im Kontext anderer Nachrichten, kann der Rezipient schließen, welche Bedeutsamkeit diese im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs haben (ebd.).

Der **Kultivierungsansatz** (im Ursprung Gerbner & Gross, 1976) geht davon aus, dass Vielseher von Unterhaltungssendungen ihre Vorstellung von der sozialen Realität aus dem Fernsehen übernehmen. Da die Fernsehrealität in vielen Punkten von der tatsächlichen Realität abweicht, ergeben sich bei Vielsehern Fehlwahrnehmungen und Fehltritte über die soziale Realität (Bspw. Abbildung 3). So hat eine Vielzahl von Studien mittlerweile Belege dafür gefunden, dass Vielseher eine verzerrte Re-

alitätswahrnehmung haben (Rossmann, 2008). Diese führt in einem zweiten Schritt häufig auch zu veränderten Einstellungen oder beeinflusst sogar das Verhalten. Praktisch bedeutet dies: Die Art und Weise, wie beispielsweise Schönheitsideale oder Gewalt in Unterhaltungssendungen dargestellt werden, hat einen Einfluss darauf, was Rezipienten über diese Themen denken, welche Einstellungen sie dazu haben, und somit indirekt auch darauf, wie sie sich verhalten (vgl. etwa Harrison & Cantor, 1997 zu Essstörungen oder Rossmann & Brosius, 2005 zu Schönheitsoperationen).

Exkurs: Vom hässlichen Entlein zum schönen Schwan? (Rossmann & Brosius, 2005)

Die Studie, die vor dem Hintergrund des Booms plastischer Chirurgie in der Realität und in den Medien durchgeführt wurde, untersucht, ob es einen Zusammenhang zwischen der Darstellung der ästhetisch-plastischen Chirurgie im Fernsehen und der Bereitschaft, sich selbst einer solchen OP zu unterziehen, gibt. Dazu wurde eine Inhaltsanalyse von Magazinsendungen und Dokusoaps durchgeführt, 294 Bundesbürger ab 15 Jahren befragt und ein Experiment durchgeführt. Die Inhaltsanalyse zeigte eine verzerrte Darstellung hinsichtlich der Häufigkeit bestimmter Eingriffe, der Bewertung von Eingriffen als normalen, sicheren und vielversprechenden Weg, um Körperideale zu erreichen, und des Vernachlässigens ernsthafter Risiken. Die dargestellten Personen, die sich einer Operation unterzogen, boten ein hohes Identifikationspotential, dadurch, dass sie weiblich, jung und „Menschen wie du und ich“ waren. Die

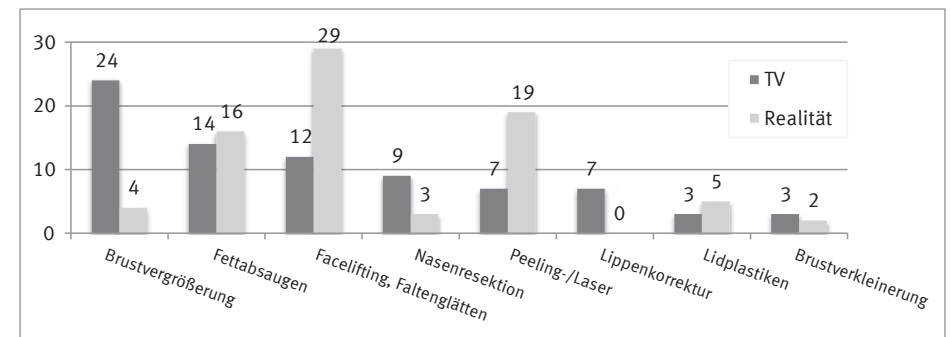


Abbildung 3: Häufigkeit ästhetisch-chirurgischer Eingriffe in der Realität und im Fernsehen. Basis: n (TV)=170 Operationen; n (Realität) = 170.000 Operationen (Quelle: Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland e.V., 2004; Rossmann & Brosius, 2005)

Ergebnisse der beiden anderen Teilstudien – diese widmeten sich der Wirkungsfrage solcher Fernsehhalte (Befragung und Experiment) – deuteten darauf hin, dass das Fernsehen die Einschätzung von Schönheitsoperationen zumindest bedingt beeinflusst. Sowohl Experiment als auch Befragung ließen auf Einflüsse des Fernsehens auf die Wahrnehmung von Schönheitsoperationen schließen, insofern als dass die Häufigkeit von Brustvergrößerungen durch Vielseher überschätzt und die Häufigkeit von Gesichtsbehandlungen unterschätzt wurden. Auf der Einstellungsebene zeigten sich nur bei den Vielsehern der „Beauty-Klinik“, die sich explizit mit Schönheitsoperationen befasste, signifikante Zusammenhänge: Je mehr die Befragten die „Beauty-Klinik“ sahen, desto positiver standen sie Schönheitsoperationen gegenüber und desto eher waren sie auch selbst bereit, sich einer Schönheitsoperation zu unterziehen. Diese Zusammenhänge waren bei denen, die den dargestellten Protagonisten ähnlich waren (jung, weiblich) und somit ein hohes Identifikationspotenzial aufwiesen, am stärksten ausgeprägt.

Der **Entertainment-Education-Ansatz** setzt im positiven Sinne daran an, dass Verhalten und Einstellungen durch Medienangebote beeinflusst werden können (Singhal, Cody, Rogers, & Sabido, 2004, Lampert, 2007). Er versteht sich als „eine Art bildende Unterhaltung oder unterhaltsame Bildung, die nicht auf kognitive, sondern auf emotionale Weise die Rezipientinnen und Rezipienten für bestimmte, zumeist sozial relevante oder gesundheitsbezogene Themen sensibilisieren sowie gewünschte Verhaltensweisen positiv verstärken und mitunter auch eine Verhaltensänderung bewirken will“ (Lampert, 2011, S. 5).

Die zu vermittelnden Botschaften werden in Unterhaltungsangeboten, etwa Fernsehserien oder Computerspielen platziert. Im Vergleich zu herkömmlichen Informationskampagnen hat diese Vorgehensweise zwei Vorteile: Zum einen erreichen Unterhaltungsangebote auch solche Zielgruppen, die bspw. Informationsangebote zu Gesundheitsförderungsmaßnahmen oder Risiken von Schönheitsoperationen nur wenig nutzen, etwa Jugendliche oder soziale Randgruppen. Zum anderen machen sich Entertainment-Education-Kampagnen den

Wirkmechanismus von Unterhaltungsangeboten zunutze, der davon profitiert, dass Rezipienten quasi nebenbei überzeugt werden, ohne zu merken, dass sie überzeugt werden sollen. Gleichzeitig dienen die Fernsehcharaktere als Rollenmodelle, die ein Lernen durch Nachahmung ermöglichen und somit als Vorbilder fungieren (Bandura, 2001).

Exkurs: Entertainment-Education im Kontext der Aids-Prävention (Rossmann & Enders, 2008)

Ein Experiment, welches den Einfluss einer Fernsehserie im Bereich der HIV/Aids-Prävention bei deutschen Jugendlichen untersucht hat, bestätigte den Effekt des Entertainment-Education. Drei Versuchsgruppen (insgesamt 87 Schüler) sahen an fünf aufeinanderfolgenden Tagen Sendungsausschnitte: die erste Gruppe Ausschnitte aus der Serie „Die Lindenstraße“, in denen es um den HIV-infizierten Felix ging, die zweite Gruppe Informationssendungen, die die HIV/Aids-Thematik behandelten, die dritte Ausschnitte aus der „Lindenstraße“, jedoch ohne HIV-Bezug. Wie erwartet hatte die Serie mit HIV/Aids-Handlung einen stärkeren Einfluss auf Wissen, Einstellungen und Verhaltensintentionen als die Informationssendungen. Der Einsatz von Entertainment-Education-Maßnahmen scheint also durchaus vielversprechend. Allerdings kann man davon ausgehen, dass ein übermäßiger Einsatz die Effektivität solcher Kampagnen aber auch ihre Legitimität auf lange Sicht begrenzen wird.

Bedeutung von Online-Medien (insbesondere Social Media)

Neben den klassischen Medien wie Fernsehen, Hörfunk und Tageszeitung nehmen Online-Medien wie oben bereits angedeutet einen immer größeren Platz in der alltäglichen Mediennutzung – insbesondere bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen – ein (siehe hierzu nochmals Abbildung 1 weiter oben). Wie Abbildung 4 zeigt, spielen bei dieser Zielgruppe Internet und Fernsehen die Hauptrolle, gefolgt von MP3-, Radio- und DVD-Nutzung. Bei den 14- bis 19-Jährigen liegt die Reichweite des Internets bei 100 Prozent, bei den 20- bis 29-Jährigen immer noch bei 98 Prozent und bei den bis 39-Jährigen noch bei 94 Prozent (Media Perspektiven, 2015, S. 81). Mit einer täglichen Nutzungsdauer von 187 Minuten ist es das meistgenutzte Medium in der jüngeren Kohorte. Jeder Vierte unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen nutzt es dabei sogar täglich, wobei hier nicht nur die stationäre Nutzung am Laptop oder Computer gemeint ist, sondern auch die mobile Nutzung auf Smartphones oder Tablets, die bei fast der Hälfte der 14- bis 29-Jährigen täglich und bei 81 Prozent zumindest gelegentlich eine Rolle spielt (Media Perspektiven, 2015, S. 85).

Die meistgenutzten Onlineanwendungen und -tätigkeiten junger Menschen sind Suchmaschinen, sowie die Suche nach Informationen, das Versenden und Empfangen von E-Mails und die Nutzung von Online-Communities (Abbildung 5), aber auch die Nutzung von Apps und von Videoportalen hat eine zentrale Position. Betrachtet man nun Teenager zwischen 12 und 19 Jahren noch einmal gesondert, teilt sich die Internetnutzung wie folgt auf:

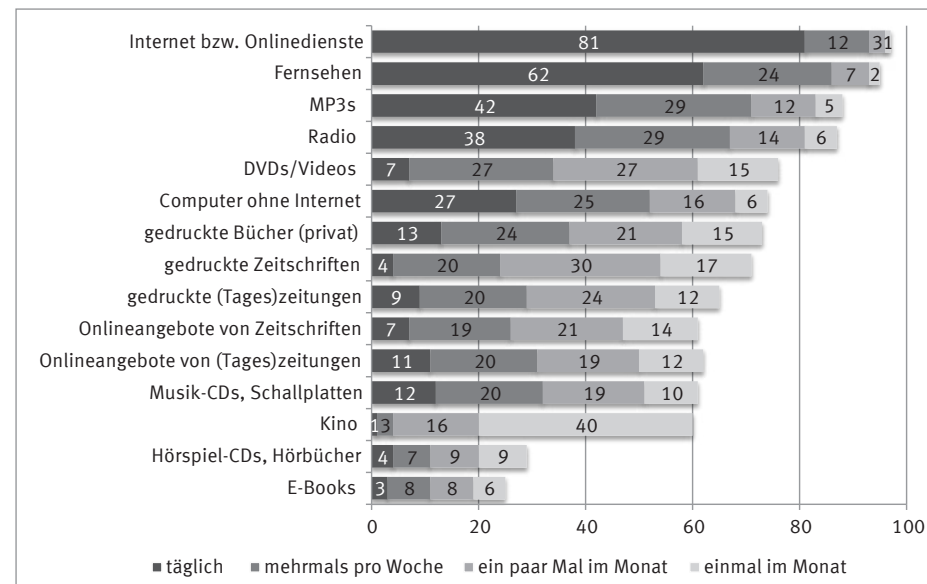


Abbildung 4: Häufigkeit der Mediennutzung von 14- bis 29-Jährigen: „Wie häufig nutzt du folgende Möglichkeiten?“, Angaben in % (Quelle: Behrens, Calmbach, Schleer, Klingner, & Rathgeb, 2014, S. 207)

40 Prozent der Nutzungszeit entfällt auf Kommunikation (hier v. a. WhatsApp, aber auch Online-Communities und Facebook), 26 Prozent auf den Bereich Unterhaltung z. B. für die Nutzung von Videoportalen und das Schauen von Musikvideos; 20 Prozent der Zeit wird mit Spielen (v. a. Handyspiele, aber auch Online- und Konsolenspiele) und 14 Prozent mit der Informationssuche (Nutzung von Suchmaschinen) verbracht (MPFS, 2015, S.31). Das Internet dient also nicht mehr nur der reinen Rezeption von Inhalten und Nachrichten, sondern bietet die Möglichkeit des so genannten „Mitmach-Internet“, welches vor allem in sozialen Netzwerken (z. B. Facebook) und virtuellen Gemeinschaften (z. B. in Foren) seine Anwendung findet, und über das ein direkter Austausch zwischen den einzelnen Mitgliedern gepflegt werden kann (Wilke, 2009, S. 348).

Da das Internet das meistgenutzte Medium in dieser Zielgruppe ist, ist es aber auch notwendig, sich neben den umfangreichen Möglichkeiten, die es bietet, mit dessen Spezifika und Gefahren auseinanderzusetzen, um so einen bewussten und kritischen Umgang zu ermöglichen. Hauptunterschied des Internets zu den klassischen Massenmedien, hinter denen Redaktionen stehen, ist, dass die zur Verfügung stehenden Inhalte nicht nur von Journalisten und Experten bereitgestellt werden, sondern auch von Laien. Dies gilt etwa für Foren, Nutzerkommentare unter Online-Artikeln und auf Social Media-Plattformen (z. B. Facebook, Instagram), für private Webseiten, Blogs oder private Videos (z. B. auf YouTube). In solchen Fällen wird der bereitgestellte Inhalt nicht durch die Selektionsmechanismen massenmedialer Angebote geprüft, sondern willkürlich zur Verfügung gestellt, was den

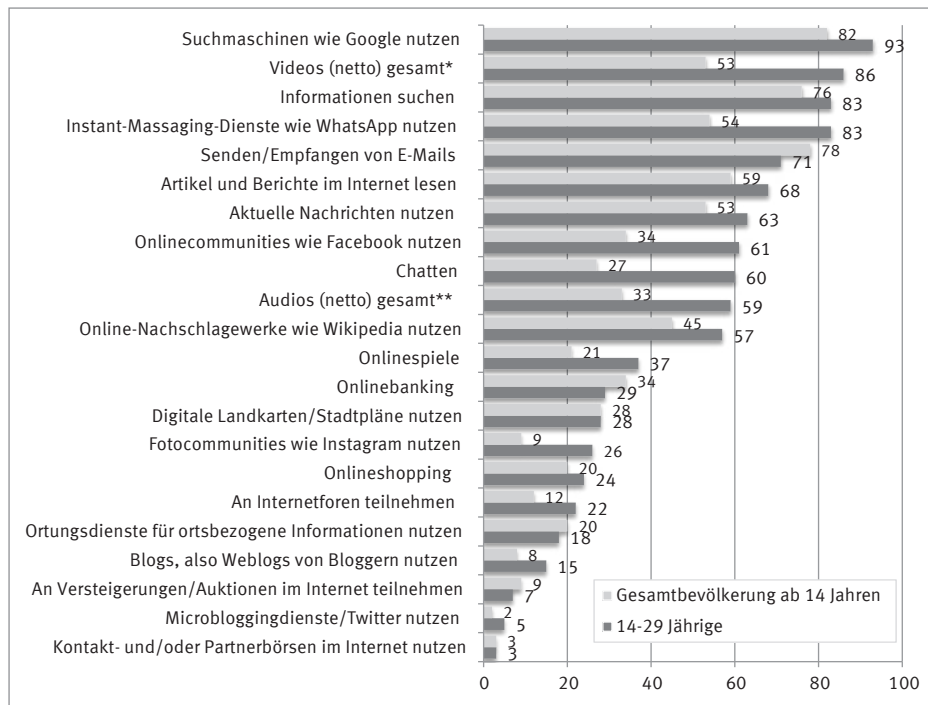


Abbildung 5: Nutzung verschiedener Onlinetätigkeiten und -anwendungen in % (Quelle: Media Perspektiven, 2015, S. 82) * Fernsehsendungen live oder zeitversetzt, Mediatheken der Fernsehsender, Videos oder Fernsehsendungen auf Facebook, Video-Streamingdienste und Video-Podcasts ** Musikdateien aus dem Internet, Radioprogramm live im Internet, Musik-Streamingdienste, Audios von Radiosendern zeitversetzt, Audio-Podcasts aus dem Internet, Musikportale, andere Audiodateien aus dem Internet.

Rezipienten wiederum Zugang zu umfangreichen, aber auch ungeeigneten Inhalten verschafft, z. B. Pornographie, Magersucht- oder Suizidforen, Verkaufsportale. Das Internet bietet damit auch zahlreiche neue Quellen, die die Realitätswahrnehmung potentiell beeinflussen (z. B. Ernährungsvideos auf YouTube). Werden Rezipienten danach gefragt, für wie glaubwürdig sie Online-Inhalte im Vergleich zu massemedialen Angeboten halten, zeigt sich immerhin, dass sie die unterschiedliche Qualität der Kanäle durchaus einzuschätzen wissen. So werden Inhalte von öffentlich-rechtlichen Fernseh- und Radioprogrammen sowie regionalen

und überregionalen Tageszeitungen um ein vielfaches glaubwürdiger eingeschätzt als Nachrichten und Meldungen in Communities und in sozialen Netzwerken (Behrens et al., 2014, S. 201).

Nichtsdestotrotz schützt die Fähigkeit, die Qualität von Online-Inhalten und massemedialen Angeboten zu unterscheiden, wenn man danach gefragt wird, nicht davor, dass man (unbewusst) durch die Meinungsverteilung von Nutzerkommentaren auf sozialen Netzwerken beeinflusst wird. So zeigten Peter, Rossmann & Keyling (2014) in einer Studie zur Wirkung von Nutzerkommenta-

ren auf Facebook, dass sich die in Nutzerkommentaren vertretene Meinung zu einem Facebook-Post auf die Einstellung und Verhaltensabsichten der Nutzer niederschlägt.

Exkurs: Gripeschutzimpfung im Internet (Peter, Rossmann, & Keyling, 2014)

Um zu untersuchen, ob Nutzerkommentare auf Facebook einen Einfluss auf die Wahrnehmung sozialer Probleme haben, führten Peter et al. (2014) ein Online-Experiment mit insgesamt 447 Probanden durch. Es wurden acht Versionen einer fiktiven Facebookseite erstellt. Alle acht Versionen enthielten denselben Post über einen fiktiven Spiegel-Online-Artikel zum Thema Gripeschutzimpfung und jeweils 5 Kommentare, in denen Facebooknutzer ihre Meinung zur Gripeschutzimpfung kundtaten. In der einen Version sprachen sich 4 von 5 für die Impfung aus, einer dagegen, in der anderen Version war dies umgekehrt. Darüber hinaus unterschieden sich die 8 Version im Hinblick auf die Anzahl von Likes auf Beitrags- und Kommentarebene. Nachdem die Probanden eine der Postversionen gesehen hatten, beantworteten sie Fragen zur Bewertung der Seite, ihrer Risikowahrnehmung, an Grippe zu erkranken, ihrer Einstellung zur Gripeschutzimpfung und der Absicht, sich selbst impfen lassen. Die Ergebnisse zeigten, dass sich die Meinungsverteilung der Nutzerkommentare auf die Einstellung und Verhaltensintention niederschlug: Hatten die Versuchspersonen eine der Versionen gelesen, in denen sich die Nutzerkommentare überwiegend für die Impfung aussprachen, hatten sie auch selbst eine positivere Einstellung dazu und wollten sich eher impfen lassen. Die Anzahl der Likes spielte dabei keine Rolle.

Aber auch andere Gefahren resultieren aus den Mitmach-Möglichkeiten der Onlinewelt: Cyberbullying beschreibt eine Art Online-Mobbing, das zwar einerseits ähnliche Hintergründe und Folgen wie Offline hat, allerdings durch nicht-direkten Kontakt und größeres Publikum verstärkt wird. Außerdem besteht die Gefahr der Datensicherheit durch die Preisgabe persönlicher Daten bspw. in sozialen Netzwerken. Hinzukommt außerdem, dass teilweise nicht klar ist, wie Webinhalte entstehen, da hier unklare und nicht transparente Algorithmen dahinterstehen wie bspw. bei Google oder Facebook, weshalb ein kritischer und überlegter Umgang mit dem Internet gelernt und praktiziert werden muss. Da ein jeder Inhalte veröffentlichen kann, ist Quellenkritik eine zentrale Kompetenz im Umgang mit Webinhalten, die insbesondere Kinder und Jugendliche erlernen müssen, um ein kritisches Hinterfragen der Inhalte zu etablieren.

Fazit

Wie eingangs festgestellt, spielen Medien im Alltag der Menschen eine große Rolle. Die angebotenen Inhalte (Nachrichtenberichterstattung und Unterhaltungsangebote) sind jedoch verzerrt, da sie verschiedenen internen und externen Einflüssen – Selektionsmechanismen – unterliegen. Das wiederum kann, zumindest in begrenztem Maße, die Realitätswahrnehmung und Einstellungen der Zuschauer beeinflussen. In Online-Angeboten verstärkt sich das Qualitätsproblem aufgrund von Laieninformationen und unbegrenztem Zugang, weshalb teilweise für die Rezipienten nur schwer erkennbar ist, ob eine Quelle glaub- und vertrauenswürdig ist und teilweise leichtfertig mit der Preisgabe persönlicher

Daten in sozialen Netzwerken umgegangen wird. Hier ist es besonders wichtig, die Medienkompetenz der Rezipienten, v. a. von Jugendlichen, zu fördern, und das nicht nur im Sinne technischer Kompetenzen, sondern in Bezug auf die Entstehung von Medieninhalten, deren Wirkmechanismen und das Bewusstsein über die Konsequenzen medialen Handelns.

Literaturverzeichnis

- Bandura, A. (2001). Social cognitive theory of mass communication, *Media Psychology*, 3(3), 265-299.
- Beck, K. (2013). *Kommunikationswissenschaft* (3. Auflage). Konstanz: UVK.
- Behrens, P., Calmbach, M., Schleer, C., Klingner, W., & Rathgeb, T. (2014). Mediennutzung und Medienkompetenz in jungen Lebenswelten: Repräsentative Onlinebefragung von 14- bis 29-Jährigen in Deutschland, *Media Perspektiven*, 4, S. 195–2018.
- Best, S., & Handel, M. (2015). Parallel Mediennutzung stagniert: Ergebnisse der ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation, *Media Perspektiven*, 12, S. 542–563.
- Brosius, B. (1995). *Alltagsrationalität in der Nachrichtenrezeption: Ein Modell der Wahrnehmung und Verarbeitung von Nachrichteninhalte*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busemann, K., & Tippelt, F. (2014). Second Screen: Parallelnutzung von Fernsehen und Internet: Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2014, *Media Perspektiven*, (7-8), S. 408-416.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, Calif: Stanford University Press.
- Gerbner, G., & Gross, L. (1976). Living with Television: The violence profil, *Journal of Communication*, 26(2), S. 173-199.
- Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland e.V., (2004). TOP TEN der Schönheitsoperationen. Statistik 2003. Pressemitteilung vom 9. September 2004. <http://www.gacd.de/presse/pressemitteilungen/2004/9/4/> (24.02.2016).
- Harrison, K., & Cantor, J. (1997). The relationship between media consumption and eating disorders. *Journal of Communication*, 47(1), S. 40-67.
- Klapper, J. T. (1960). *The effects of mass communication*. New York: Free Press.
- Koch, W. & Frees, B. (2015). Unterwegsnutzung des Internets wächst bei geringer Intensität. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2015, *Media Perspektiven*, 9, S. 378-382.
- Lampert, C. (2007). *Gesundheitsförderung im Unterhaltungsformat. Wie Jugendliche gesundheitsbezogene Darstellungen in fiktionalen Fernsehangeboten wahrnehmen und bewerten*. Baden Baden: Nomos.
- Lampert, C. (2011). Entertainment-Education: Orientierung und Wertevermittlung durch Medien, *Die Demokratische Schule*, (Mai), S. 5-6.
- Media Perspektiven. (2015). *Basisdaten: Daten zur Mediensituation in Deutschland 2015*. Frankfurt a.M.
- MPFS. (2015). *JIM-Studie 2015: Jugend, Information, (Multi-) Medien*. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Stuttgart: MPFS.
- Peter, C., Rossmann, C., & Keyling, T. (2014). Exemplification 2.0: The role of direct and indirect social information for conveying health messages through social network sites, *Journal of Media Psychology*, 26, S. 19-28.
- Rossmann, C. (2008). *Fiktion Wirklichkeit: Ein Modell der Informationsverarbeitung im Kultivierungsprozess* (1. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Rossmann, C., & Brosius, B. (2005). Vom hässlichen Entlein zum schönen Schwan?: Zur Darstellung und Wirkung von Schönheitsoperationen im Fernsehen, *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 53(4), S. 507-532.
- Rossmann, C., & Enders, S. (2008). *Entertainment-Education in the context of Aids and HIV in Germany: A prolonged-exposure experiment*. ICA Jahrestagung, Montreal.
- Schenk, M. (2007). *Medienwirkungsforschung* (3. Auflage). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schulz, W. (1990). *Die Konstruktion der Realität in den Nachrichtenmedien: Analyse der aktuellen Berichterstattung*. Freiburg, München: Alber Karl.
- Schulz, W. (2009). Nachricht. In E. Noelle-Neumann, W. Schulz, & J. Wilke (Hrsg.), *Das Fischer-Lexikon Publizistik Massenkommunikation* (S. 359-396). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Singhal, A., Cody, M. J., Rogers, E. M., & Sabido, M. (Hrsg.) (2004). *Entertainment-education and social change: History, research, and practice*. Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates.
- Wilke, J. (2009). Multimedia/Online-Medien. In E. Noelle-Neumann, W. Schulz, & J. Wilke (Hrsg.), *Das Fischer-Lexikon Publizistik Massenkommunikation* (S. 329-358). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

1.2 Variante 1 Kommunikation im Alltag

Lehrplanbezug³

Sachkompetenz

Der Schüler kann

- Sozialhandlung, Signalübertragung und interkulturelle Kommunikation beschreiben,
- Kommunikationsmodelle erklären, Kommunikationsregeln begründen,
- Formen von Kommunikation erläutern und vergleichen,
- Chancen und Risiken online-basierter Kommunikation diskutieren.

Methodenkompetenz

Der Schüler kann

- Kommunikationsmodelle anwenden,
- unterschiedliche Präsentationstechniken nutzen.

Selbst- und Sozialkompetenz

Der Schüler kann

- Kommunikationsregeln gezielt anwenden,
- verbale und nonverbale Kommunikation sowie soziale Netzwerke kritisch reflektieren.

Lehr- und Lernplanung

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Begriffsklärung Kommunikation <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen das Begriffsverständnis von Kommunikation hinsichtlich Formen, Inhalte und Funktionen 	<ul style="list-style-type: none"> • Brainstorming zum Begriff Kommunikation (z. B. Tabelle, Cluster, Mindmap) • Begriff anhand unterschiedlicher Materialien erarbeiten 	Texte Internet, Lexika Beispiel Brainstorming: siehe S. 39
	<ul style="list-style-type: none"> • Zusammenhang erschließen von Sprache, Schrift und Kommunikation 	Folie: Zusammenhang von Kommunikation, Sprache und Schrift, siehe S. 39–40
2. Möglichkeiten von Kommunikation <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen ausgehend vom „Dreieck von Kommunikation“ an konkreten Beispielen Möglichkeiten von Kommunikation 	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Jugendsprache in Einzelarbeit erschließen und ergänzen • Kommunikationsmodelle erarbeiten und als Strukturmodell visualisieren 	Beispiel Jugendsprache: siehe S. 48–49 Pons Wörterbuch der Jugendsprache 2016. Pons GmbH Stuttgart 2016. Dreieck von Kommunikation => <ul style="list-style-type: none"> • Sozialhandlung • Signalübertragung • interkulturelle Kommunikation Kommunikationsmodelle F. Schulz von Thun, P. Watzlawick Methodenblatt Strukturmodell: siehe S. 91 Praktische Übung – Kommunikation weltweit und tagtäglich: siehe S. 60 (Hinweis: Praktische Übung ist eine Leistungserhebung mit zusätzlichen Materialien oder/und der Verwendung der Mitschriften des Schülers)
<ul style="list-style-type: none"> • verbale Kommunikation: <ul style="list-style-type: none"> – Jugendsprache – „Stille Post“ – Gebärdensprache 		„Stille Post“: siehe S. 47

³ Vgl. Thüringer Lehrplan für den Erwerb der allgemeinen Hochschulreife. Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften. Erprobungsfasung 2013, S. 13.

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
<ul style="list-style-type: none"> • nonverbale Kommunikation: <ul style="list-style-type: none"> – Sütterlinschrift – Blindenschrift 	<ul style="list-style-type: none"> • Geschichte der Schrift – Mindmap anlegen, Thesenpapier erstellen • Tabellarischen Lebenslauf in Sütterlinschrift erstellen • Internationales Buchstabieralphabet • Blindenschrift an konkreten Beispielen selbst schreiben • Erkundung in der Stadt – Blindsein in der Stadt • Stationenlernen mit Aktionskoffer „Blindheit verstehen“ 	<p>Methodenblatt Thesenpapier: siehe S. 87 www.wissen.de/handouts-und-thesenpapiere-erstellen (18.02.2016)</p> <p>www.suetterlinstube-hamburg.de/alpha.php (18.02.2016)</p> <p>www.cbm.de/aktiv-werden/interaktiv/blindenschrift-ausprobieren-braille-uebersetzer-411587.html (18.02.2016)</p> <p>Erkundung – Wie finden sich blinde Menschen in der Stadt Hildburghausen zurecht? siehe S. 47</p> <p>Aktionskoffer „Blindheit verstehen“: www.cbm.de/aktiv-werden/schulen/Ein-Angebot-fuer-jede-Klassenstufe-412701.html (18.02.2016)</p>
3. Geschichte der Medien <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erarbeiten in Vorträgen die Geschichte der Kommunikationsmedien 	Arbeitsauftrag Gruppen oder Partnerarbeit <ul style="list-style-type: none"> • erstes Buch, erste Zeitung, erstes Radio, erster Film, erster Fernsehsender, erste Litfaßsäule, erster Computer, erstes Telefon • Handout zur Präsentation erarbeiten • Geschichte der Kommunikation als Zeitstrahl darstellen 	<p>Texte: Internet, Lexika</p> <p>Methodenblatt Handout: siehe S. 87 www.wissen.de/handouts-und-thesenpapiere-erstellen (18.02.2016)</p>
4. Soziale Netzwerke <ul style="list-style-type: none"> • Schüler beschreiben Beispiele sozialer Netzwerke 	<ul style="list-style-type: none"> • Präsentation verschiedener sozialer Netzwerke (Vortrag oder andere Präsentationsmöglichkeiten) 	www.soziale-netzwerke-links.de/soziale-netzwerke-im-internet.html (18.02.2016)

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
5. Chancen u. Risiken online-basierter Kommunikation <ul style="list-style-type: none"> • Schüler entwickeln ein Interview zu Chancen und Risiken 	<ul style="list-style-type: none"> • Interview zu Chancen und Risiken online-basierter Kommunikation 	<p>Bewertung Interview : siehe S. 90</p> <p>Interviewtechnik – Fragetechnik: www.teachsam.de/deutsch/d_schreibf/schr_beruf/jourtex/jou_interview/jou_interv_5_2.htm (18.01.2016)</p> <p>17. Shell Jugendstudie. Shell Deutschland. Holding (HSRG.) Jugend 2015. Eine pragmatische Jugend im Aufbruch. Fischer Taschenbuch, Frankfurt a. M.</p> <p>www.eukidsonline.de/bitkomstudie-jung-und-vernetzt-kinder-und-jugendliche-in-der-digitalen-gesellschaft/#more-127 (11.01.2016)</p>
	<ul style="list-style-type: none"> • Arbeitsblätter zum Thema Mobbing 	<p>www.bpb.de/shop/lernen/themenblaetter/157343/mobbing-in-der-schule (18.02.2016)</p> <p>Erscheinungsformen von Cybermobbing: www.bpb.de/lernen/grafstat/mobbing/46576/m-03-04-erscheinungsformen (18.02.2016)</p> <p>www.cyberbully.org/cyberbully/docs/cbcteducator.pdf (15.03.2016)</p>

1.3 Variante 2 Kommunikation im Alltag

Auf dem Arbeitsplatz, in der Schule, im Urlaub, in den Medien, überall kann man die Erfahrung von Fremdheit machen. Oft haben diese Erfahrungen etwas mit Stereotypen und stereotypen Kategorisierungen wie „Ausländer“, „Neger“, „Grieche“ oder „Russe“ zu tun. Auch wenn Stereotypen uns die Orientierung im Alltag erleichtern, werden diese Zuschreibungen dem Zugehörigkeitsempfinden der so bezeichneten Menschen nicht gerecht. Inwiefern der unreflektierte Gebrauch von Stereotypen Kommunikation scheitern lässt und wie gelingende Kommunikationsprozesse unterstützt werden können, soll im Modul „Kommunikation im Alltag“ näher beleuchtet werden. Der Schüler wird angeregt, das soziale, interkulturelle und mediale Kommunikationsverhalten zu reflektieren. Ausgehend von seinen Alltags- und Unterrichtserfahrungen erfährt der Schüler, dass sich Kommunikation als Sozialhandlung, Signalübertragung und/oder interkulturelle Kommunikation vollzieht. Der Schüler erkennt, dass Kommunikation wichtiger Bestandteil der sozialen Interaktion ist. Im Fokus des Moduls Kommunikation im Alltag mit dem Schwerpunkt **interkulturelle Kommunikation** steht die Verantwortung für gelingende Kommunikationsprozesse im privaten und öffentlichen Bereich sowie der Erwerb interkultureller Kompetenzen.

Lehr- und Lernplanung

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Begriffsklärung interkulturelle Kommunikation (enger und weiter Begriff) <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen modellhaft das Begriffsverständnis von Kommunikation 		Internetrecherche Erll, Astrid/Gymnich, Marion: Interkulturelle Kompetenzen. Klett Verlag, Stuttgart 2014.
<ul style="list-style-type: none"> • Schüler vergleichen modellhaft Kommunikation und interkulturelle Kommunikation • Schüler entwickeln ein „Dreieck“ zur Kommunikation 	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Entwickelt ein Kommunikationsmodell für <ol style="list-style-type: none"> a) Kommunikation und b) interkulturelle Kommunikation. 	Dreieck von Kommunikation => <ul style="list-style-type: none"> • Sozialhandlung • Signalübertragung • interkulturelle Kommunikation
2. Begriffe Stereotyp und Vorurteil <ul style="list-style-type: none"> • Schüler beschreiben die Begriffe Stereotyp und Vorurteil • Schüler klären die Funktion von Stereotypen im Alltag • Schüler unterscheiden Stereotype und Vorurteile • Schüler beschreiben und analysieren den Gebrauch von Stereotypen als Kommunikationshürden 	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Benennt Stereotypen im Alltag (z. B. „Türke“, „Jude“, „Ausländer“, „Neger“, „Döner-Morde“, „Araber“, „Terroristen“, „Asylanflut“, „Flüchtlingskrise“ etc.). • Beschreibt Stereotype als Kommunikationshürden. 	Internetrecherche, (Tages-) Presse, Online-Nachrichtenticker, Chats, Tweeds, soziale Netzwerke Begriff Stereotyp, Vorurteil: siehe S. 97
3. Mediale Darstellung von Stereotypen in Projektarbeit (Religionsstereotyp, Gruppenstereotyp, Nationenstereotyp) <ul style="list-style-type: none"> • Schüler beschreiben stereotype Denkmuster • Schüler reflektieren den News-Bias-Ansatz (siehe Glossar S. 97) 	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Untersucht Beispiele für stereotype Berichterstattung über religiöse und ethnische Gruppen in der deutschen Presse. • Stellt eure Ergebnisse in einer tabellarischen Übersicht dar (Klassifizierung nach Religionen, Gruppen, Nationen). 	aktuelle Beispiele aus Tages- und Wochenzeitungen, Magazinen, Onlinenachrichten, Internet, Liveticker

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
<p>4. Zusammenhang von interkultureller Kommunikation und Fremdsprachen (i. d. R. Englisch)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erklären den Begriff der interkulturellen Kompetenz • Schüler erschließen die Rolle der Körpersprache in interkulturellen Kommunikationsszenarien (Gestik, Mimik, Blickverhalten, Proxemik, Haptik, paraverbale Codes) • Schüler vergleichen und diskutieren gelingende und misslingende Kommunikation 	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> • Entwickelt eine grafische Darstellung zum Verlauf einer interkulturellen Kommunikation. Verwendet die Begriffe Gestik, Mimik, Blickverhalten, Proxemik, Haptik, paralinguistische Codes. • Erschließt die Bedeutung nonverbaler und paraverbalen Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen. <ul style="list-style-type: none"> a) Lachen (z. B. Lächeln in asiatischen Kulturen) b) Blickkontakt c) Begrüßungsformen d) Körperkontakte (Proxemik) e) Haptik (Berührungsverhalten) f) paralinguistische Codes (Gebrauch der Stimme, Stimmlage, Intonation) g) Gestik/Mimik • Untersucht Kommunikationsverläufe. Tragt Eure Ergebnisse in den Beobachtungsbogen ein. • Erarbeitet Kriterien für gelingende und misslingende Kommunikation. <p>Gruppenarbeit/Projekt</p> <ul style="list-style-type: none"> • Entwickelt einen Interviewleitfaden für Mitschüler mit Migrationshintergrund. 	<p>Erl, Astrid/Gymnich, Marion: Interkulturelle Kompetenzen. Klett Verlag, Stuttgart 2014, S. 114ff.</p> <p>Nachrichtensendung, Talk-Shows</p> <p>Beobachtungsbogen zu Nachrichtensendung, Talk-Shows : siehe S. 61</p> <p>Filmempfehlung: Night on Earth (Regisseur- Jim Jarmusch)</p>
<p>5. Merkmale und Unterschiede direkter und indirekter Kommunikationsstile (Höflichkeit, Direktheit, Indirektheit, Konfliktmanagement)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Schüler beschreiben Kommunikationsstile, die für bestimmte Kulturen typisch sind 	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> • Untersucht, wie verschiedene Kulturen mit Konflikten umgehen. • Erarbeitet, welcher Konfliktstil für welche Kulturen typisch ist. 	<p>Internetrecherche</p> <p>Erl, Astrid/Gymnich, Marion: Interkulturelle Kompetenzen. Klett Verlag, Stuttgart 2014, S. 89.</p>

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
<p>6. Überblick zu zwei zentralen Kommunikationsmodellen (siehe auch Variante 1 Kommunikation im Alltag)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Schüler wenden die Kommunikationsmodelle von Paul Watzlawick und Friedemann Schulz von Thun auf interkulturelle Kommunikationssituationen an • Schüler formulieren „Ich-Botschaften“ und „Du-Botschaften“ 	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> • Erarbeitet die Kommunikationsmodelle von Paul Watzlawick und Friedemann Schulz von Thun. • Wendet die Kommunikationsmodelle auf je ein Beispiel an. • Präsentiert eure Ergebnisse im Kurs. 	<p>Ein Fach Deutsch Kommunikation. Schöningh Verlag, Paderborn 2007.</p> <p>Strukturmodelle Watzlawick/Schulz von Thun: siehe S. 41–46</p> <p>Leistungskontrolle – Kommunikation im Alltag : siehe S. 62</p>
<p>7. Problematische mediale Darstellungen, die in interkulturellen Kommunikationssituationen entstehen können</p> <ul style="list-style-type: none"> • Schüler entwickeln Bewältigungsstrategien für den Umgang mit problematischen Kommunikationsprozessen 	<p>Problemstellung</p> <ul style="list-style-type: none"> • Sprachregelungen bei Migrationsthemen? Müssen Wörter wie „Negerkönig“ oder „Chinesenmädchen“ aus Kinderbuchklassikern entfernt werden? <p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> • Untersucht anhand ausgewählter Materialien problematische Darstellungen und Stereotypen (z. B. undifferenzierte Darstellung von Arabern, Pakistanis und Afghanen als „Terroristen“ in der Serie „Homeland“ oder Trägerinnen von Burkas in Berlin). 	<p>US-Serie: „Homeland“</p> <p>Lindgren, Astrid: Pippi Langstrumpf. Oetinger Verlag, Hamburg 2015.</p> <p>Otfried Preußler „Die kleine Hexe“. Thienemann-Esslinger Verlag GmbH, Stuttgart 1957</p> <p>Die Zeit Nr. 4, 17. Januar 2013 „Die kleine Hexenjagd“ http://www.zeit.de/2013/04/Kinderbuch-Sprache-Politisch-Korrekt</p> <p>Hacke, Axel/Sowa, Michael: Der Weiße Neger Wumbaba I-III. Piper Taschenbuch Bd.7401, Piper Verlag, München 2011.</p> <p>Charlie Hebdo und die Mohammed-Karikaturen</p> <p>Aussagen von „Pegida“ Xavier Naidoo Lyrics „Baron Totschild“</p>
	<p>Pro-Kontra-Debatte</p> <ul style="list-style-type: none"> • Erarbeitet Argumente für eine Pro-Kontra-Debatte. • Gestaltet eine Pro-Kontra-Debatte. 	<p>Pro-Kontra-Debatte: www.bpb.de/lernen/formate/methoden/46892/pro-contra-debatte (14.03.2016)</p> <p>Rollenkarten: siehe S. 63</p>

1.4 Variante 3 Kommunikation im Alltag

Projekt – Ausstellung „Interkulturelles Lernen“ am Gymnasium Schmölln

Das Projekt zum interkulturellen Lernen am Gymnasium Schmölln integriert die Module des Lehrplans Gesellschaftswissenschaften in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung und wird darüber hinaus den Vorgaben hinsichtlich bilingualer Module gerecht.

Ausgehend vom Modul Gesellschaft denken wird das Thema „Integration in einer globalisierten Gesellschaft“ aufgegriffen. Die Schüler werden schrittweise an das Projekt „Interkulturelles Lernen“ herangeführt. In den einzelnen Projektphasen organisieren und gestalten sie ihre Arbeit zunehmend selbstständig.

1 Projektthema

In der Fremde. Migration. Hoffnung. Gewalt. – dargestellt unter allgemeinen und historischen Aspekten und an konkreten Beispielen von Asylbewerbern sowie Bürgern mit Migrationshintergrund

2 Projektort für Ausstellung „Interkulturelles Lernen“

Ausstellungsräume in der Stadt wie z. B. Museen, Schulen, öffentliche Einrichtungen

3 Projektzeitraum

8 Monate

4 Zielgruppe(n) des Projekts

Schüler, Multiplikatoren, Kinder und Jugendliche, Eltern, Migranten, engagierte Bürger

Einrichtungen: Initiativen zur Integration von Flüchtlingen, Schulen, Stadt- und Landkreisverwaltungen, Kindergärten, Unternehmen

4.1 Alter der Zielgruppe

Alle Altersgruppen

4.2 Beschreibung der Lerngruppe

Die Kleingruppen (3-4 Schüler) beschäftigen sich mit dem Thema Fremdheit, Flucht und Migration im Rahmen eines Projekts.

Das Projekt umfasst drei große Bereiche:

- Darstellung verschiedener Auswanderergruppen an historischen Beispielen
- umfangreiche Interviews mit Migranten und entsprechende Ländersteckbriefe (ein Interviewleitfaden dient als Grundlage)
- die aktuelle Situation in den Herkunftsländern, Fluchtrouten und Probleme in den Aufnahmeländern

Die Arbeitsergebnisse aus den drei Bereichen werden als (Wander-)Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert.

5 Projektkonzeption

Mit dem Projekt wird eine Ausstellung erarbeitet, die Einzelschicksale und Schicksale von Auswanderergruppen darstellt, die ihre Heimat verlassen haben bzw. mussten.

Die Ausstellung umfasst 18 Würfel mit der Kantenlänge von 50 cm. Es werden jeweils die vier Quadrate der Mantelfläche des Würfels für die Präsentation genutzt, d. h. es sind insgesamt 72 Würfelflächen.

- Sechs Würfel beschäftigen sich mit dem historischen Part (siehe 6.1).
- Sechs Würfel dokumentieren Interviews mit entsprechenden Ländersteckbriefen der Herkunftsländer (siehe 6.2).
- Sechs Würfel informieren über Fluchtursachen, Fluchtrouten und Probleme in den Aufnahmeländern (siehe 6.3).

6 Projektverlauf

6.1 Migration und Integration, historische Fallbeispiele

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Begriffsverständnis Migration und Integration	<ul style="list-style-type: none"> • Die Schüler beschreiben Migration, ihre Ursachen und Folgen. 	<p>Migration. Auswanderer aus Deutschland, Zuwanderer nach Deutschland. In: GESCHICHTE betrifft uns, 6 - 2009; Bergmoser + Höller Verlag AG, Aachen.</p>
2. Matrix zur vergleichenden Analyse von Auswanderer- und Zuwanderergruppen <ul style="list-style-type: none"> • Erster Würfel Deutsche in den USA (19./20. Jahrhundert) • Zweiter Würfel Deutsche in Brasilien (19./20. Jahrhundert) • Dritter Würfel Polnische Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet (1870-1918) • Vierter Würfel „Gastarbeiter“ aus Italien (seit 1955) • Fünfter Würfel „Gastarbeiter“ aus der Türkei (seit 1961) • Sechster Würfel Polen in Deutschland – Aussiedler und „Geduldete“ (1980er Jahre) 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Kleingruppen analysieren historische Fallbeispiele unter den Aspekten: <ul style="list-style-type: none"> a) Dimension, Zeitraum, Schlüsselbegriffe, historischer Kontext b) Ursachen der Migration c) Merkmale des Integrationsprozesses d) Integration erfolgreich? e) Ranking (1-10) • Schüler gestalten Würfel mit den Analyseergebnissen. 	<p>Matrix zur vergleichenden Analyse von Zuwanderergruppen. In: Aktuelle Unterrichtsmaterialien GESCHICHTE betrifft uns, Bergmoser + Höller Verlag AG, 6 - 2009, Aachen, S. 31.</p> <p>https://www.buhv.de/download/aktionen/41-0906-0.pdf (01.07.2016)</p> <p>6 Kartons (50 cm x 50 cm) 24 Plakate (für die Würfelflächen) Flüssigkleber Computer (Textverarbeitung, Layout)</p>

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
3. Urheberrechte (Fotos, Abbildungen, Zeichnungen, Graphiken, Statistiken etc.)	<ul style="list-style-type: none"> Die Schüler informieren sich über das Urheberrecht und sichern die Nutzungsrechte. 	<p>http://www.klicksafe.de/themen/rechtsfragen-im-netz/urheberrecht/</p> <p>Arbeitsblatt „6 Tipps, wie Sie sich keinen Ärger mit Fotos einhandeln“: www.business-best-practice.de/selbststaendige/nutzungsrechte-an-fotografien.php (26.5.2016)</p> <p>Bilder mit CC-Lizenzen: www.pixabay.com</p>

6.2 Interviews und Ländersteckbriefe

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Vorbereitung und Durchführung der Interviews Hinweis: – Interviewpartner vorher festlegen – Termine mit den Interviewpartnern vereinbaren	<ul style="list-style-type: none"> Die Schüler entwerfen einen Interviewleitfaden (in englischer Sprache). Die Schüler führen die Interviews durch. 	<p>Computer (Textverarbeitung) Wörterbuch Englisch/Deutsch, Handy (Diktiergerät), Kopfhörer</p>
2. Ländersteckbriefe (Polen/Ost-Brandenburg, Türkei, Kurdistan, Syrien, Iran, Eritrea, Afghanistan, Indien/Punjab)	<ul style="list-style-type: none"> Die Schüler informieren sich mit Hilfe von Ländersteckbriefen über die Herkunftsländer der Migranten. 	<p>Muster für Ländersteckbriefe: z. B. ZEIT für die Schule Arbeitsblätter, ZEIT leo</p>

6.3 Fluchtursachen, Fluchtrouten, Probleme in den Aufnahmeländern

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Bearbeiten der Themenschwerpunkte (vgl. Projektkonzeption) <ul style="list-style-type: none"> Fluchtursachen (zwei Würfel) Fluchtrouten und Maßnahmen der Europäischen Union (zwei Würfel) Probleme in den Aufnahmeländern (zwei Würfel) 	<ul style="list-style-type: none"> Die Kleingruppe recherchiert zum jeweiligen Thema. Jede Kleingruppen gestaltet zwei Würfel zu ihrem Thema. 	<p>Internet- und Presserecherche</p> <p>Flucht und Asyl. In: POLITIK betrifft uns, 5 - 2015, Bergmoser + Höller Verlag AG Aachen.</p> <p>Karton Plakate Flüssigkleber Schneidegeräte Schere</p>
2. Integrations-Dilemma In einer Kleinstadt sollen in einer Turnhalle 100 Flüchtlinge untergebracht werden.	<ul style="list-style-type: none"> Schüler führen eine Pro- und Kontra-Debatte durch. <ul style="list-style-type: none"> Aufteilung in zwei gleich große Gruppen Gruppen sammeln Argumente Gruppe 1: Argumente für die Unterbringung Gruppe 2: Argumente gegen die Unterbringung 	<p>Themenblätter im Unterricht (Nr. 109) Flüchtlinge. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2015.</p>

2 Individualisierung als gesellschaftlicher Trend

2.1 Variante 1

Individualisierung als gesellschaftlicher Trend

Lehrplanbezug⁴

Sachkompetenz

Der Schüler kann

- den Zusammenhang zwischen sozialen Beziehungen und Individualisierung, z. B. an der Veränderung der Familien- und Lebensformen, darstellen,
- unterschiedliche Lebensentwürfe unter dem Aspekt der Fremd- und Selbstbestimmung analysieren,
- die Veränderung der Geschlechterrollen erläutern, z. B. hinsichtlich
 - o des Erwerbs- und Familienlebens,
 - o der Aneignung und Integration von Soft Skills,
 - o der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Methodenkompetenz

Der Schüler kann

- mit Hilfe von Fallstudien Biographieverläufe und soziale Beziehungen charakterisieren,
- eine Pro-Kontra-Diskussion zu Problemen der Individualisierung führen.

Selbst- und Sozialkompetenz

Der Schüler kann

- mögliche Auswirkungen des Individualisierungstrends auf seinen Lebensentwurf diskutieren,
- seine individuelle Verantwortung und sein Engagement für die Gemeinschaft reflektieren.

Lehr- und Lernplanung

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
1. Begriffsklärungen: Egoismus, Individualisierung, Individualität, Individualismus, Individuum <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen das Begriffsverständnis und erarbeiten den Zusammenhang zu sozialen Gruppen. • Schüler erarbeiten das Begriffsverständnis von „Individualisierung als gesellschaftlichen Trend“. 	<ul style="list-style-type: none"> • Begriffe anhand unterschiedlicher Materialien erarbeiten • Zusammenhang von Egoismus, Individualisierung, Individualität, Individualismus, Individuum erschließen • Begriffsverständnis und soziale Gruppe erarbeiten • Mindmap zur Individualisierung entwickeln 	Texte Internet, Lexika Arbeitsheft Gesellschaft für Einsteiger: Wer gehört zu mir? Individuum und soziale Gruppen. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2014, S. 2. Text „trend + zukunft – Trends und Entwicklungslinien“: siehe S. 73
2. Familie und Individualisierung <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen Familie im Wandel der Zeit. • Schüler erklären Fremdbestimmung und Selbstbestimmung im Kontext von Familie im Wandel. • Schüler erstellen eine Übersicht zu Familienformen. • Schüler entwickeln eine Wandzeitung oder Collage zu „Familie im Wandel“ oder „Familie heute“. 	Arbeitsaufträge Partnerarbeit an Stationen <ul style="list-style-type: none"> • Erschließt den Zusammenhang von Individualisierung und Familie. Fasst das Ergebnis in einer Tabelle zusammen. <i>Kriterien für die Tabelle</i> Familienform, Familiengröße, Familienmitglieder, Tätigkeit der Familienmitglieder, Rangordnung, Rollenverteilung <i>Familien im Wandel</i> , z. B. <ol style="list-style-type: none"> a) römische Familie b) Familie im Mittelalter (Dorf, Stadt) c) Bürgerfamilie, Arbeiterfamilie im 19. Jh. d) Familie im Kaiserreich e) Familie in der Weimarer Republik f) Familie in der Zeit des Nationalsozialismus g) Familie nach dem 2. Weltkrieg (Trümmerfrauen) h) Familie in der DDR i) Familie in der Bundesrepublik Deutschland <ul style="list-style-type: none"> • Erarbeitet einen Zeitstrahl zur Entwicklung der Familie. • Beschreibt den Prozess der Individualisierung als Übergang von der Fremdbestimmung zur Selbstbestimmung des Menschen. • Beschreibt Familienformen in modernen Gesellschaften. 	Metzler aktuell: – Juli 2012: Bürger- u. Arbeiterfamilien – November 2012: Kaiserreich – Januar 2013: Weimarer Republik – Januar 2013: NS-Zeit – Juli 2013: DDR – November 2011, September 2012: BRD www.metzler-aktuell.de Geschichte und Geschehen 5/6 Klett 2013: römische Familie Geschichte und Geschehen 7/8 Klett 2013: Mittelalter Forum Geschichte 9/10 Cornelsen 2013: NS-Zeit Expedition Geschichte G 4 Thüringen Diesterweg: Trümmerfrauen Arbeitsblatt Metzler aktuell November 2011 1 Entwickle Fragen zu Wesen und Funktion der Familie. Beziehe das vorliegende Material ein. Nutze deine Tabelle zu den Stationen. 2 Entwickle ein Erwartungsbild zu deinen Fragen.

⁴ Vgl. a. a. O., S. 12.

Unterrichtsverlauf	Medienkompetenz Selbst- und Sozialkompetenz	Materialien
3. Lebensläufe <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erschließen Lebensläufe von Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Literatur, Wissenschaft usw. • Schüler ordnen Biographieverläufe und soziale Beziehungen in den historischen Kontext ein. 	Arbeitsauftrag Gruppen- oder Partnerarbeit <ul style="list-style-type: none"> • Erstellt einen Steckbrief zu einer Persönlichkeit für eine Präsentation. <i>Kriterien für den Steckbrief</i> z. B. Name, Lebensdaten, Wohnorte, bedeutende Wirkungsorte, Herkunftsfamilie, eigene Familie, Charaktereigenschaften, besondere Leistungen, Verdienste, Ereignisse im Leben <ul style="list-style-type: none"> • Bewertet die Individualität dieser Persönlichkeit. 	Texte: Internet, Lexika Persönlichkeiten, z. B. Albert Einstein, Konrad Adenauer, Pablo Picasso, Mahatma Ghandi, Immanuel Kant, Christoph Columbus, Winston Churchill, Martin Luther, Sophie Scholl, Marie Curie, Coco Chanel, Valentina Tereschkova, Frida Kahlo, Angela Merkel, Hans-Dietrich Genscher Methodenblatt Bewertung Steckbrief: siehe S. 92
4. Schule, eigener Lebenslauf und Individualisierung <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erarbeiten, inwiefern Individualität und Schuluniformen vereinbar sind. 	<ul style="list-style-type: none"> • Mobbing aufgrund des äußeren Erscheinungsbild • Pro- und Kontra-Diskussion Gruppe 1: Argumente <i>für</i> Schuluniformen Gruppe 2: Argumente <i>gegen</i> Schuluniformen	http://www.t-online.de/eltern/schulkind/id_18554486/verbessert-eine-schulunifom-das-schulklima.html Leistungskontrolle Schuluniform: siehe S. 75
5. Jugendweihe und Konfirmation als Initiationsritus <ul style="list-style-type: none"> • Schüler erarbeiten den Ablauf von Jugendweihe und Konfirmation mit Hilfe eigener Erfahrungen und Erlebnisse. • Schüler erschließen in Vorträgen Initiationsriten in unterschiedlichen Gesellschaften. 	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Erklärt den Begriff „Initiationsritus“. • Beschreibt den Ablauf von Konfirmation und Jugendweihe. • Vergleicht Initiationsriten in unterschiedlichen Kulturen. 	Lexika, Internet Soziologie. Ergänzungsband zu Politik im Aufriss. Diesterweg Verlag, Frankfurt a. Main 1989.
6. Aneignung und Integration von Soft Skills	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> • Erschließt den Unterschied zwischen Hard- und Soft Skills • Bewertet die Aneignung von Soft Skills für eure künftige berufliche Entwicklung. 	www.soft-skills.com/karriere/softskills/definition.php (04.07.2016) www.berufsstrategie.de/bewerbung-karriere-soft-skills/soft-skills-definition-hard-skills.php (04.07.2016)

2.2 Variante 2 Individualisierung als gesellschaftlicher Trend

Im Modul Individualisierung als gesellschaftlicher Trend wird der Wandel sozialer Beziehungen untersucht, deren Qualität u. a. durch eine neue Stufe der Individualisierung beeinflusst wird.⁵ Um diese Lehrplanvorgabe umzusetzen wird im Folgenden versucht, zwei Paradigmen gerecht zu werden:

Zum einen soll der Schüler Kompetenzen erwerben, die einen engen Bezug zu allen Fächern des gesellschaftswissenschaftlichen Aufgabenfeldes haben.⁶ Weiterhin wird versucht, dem Schüler Themen anzubieten, die seine jetzige oder perspektivische Lebenswirklichkeit tangieren. Der Jugendliche soll das persönliche Lebensumfeld und die Berufs- und Lebensplanung in Bezug auf seine Kompetenzentwicklung reflektieren.

Diesen Ansprüchen kann die Thematik „Leben und Wohnen“ gerecht werden, deren Umsetzungsmöglichkeiten nachfolgend beschrieben werden.

Begründung der Thematik

Selten wird die Individualität eines Menschen besser sichtbar, als in der Art und Weise, wie er wohnt. Die Wohnung ist etwas ganz Individuelles. Ihre Form und Ausgestaltung wird durch soziokulturelle, historisch gewachsene und durch die persönli-

che Vita bestimmte Kriterien determiniert. Die Wohnung ist ein Spiegel der menschlichen Individualität.

Der Gesetzgeber schützt die Wohnung in besonderem Maße, z. B. durch das soziale Mietrecht und die grundgesetzlich gesicherte Unverletzlichkeit (vgl. GG Art. 13). Ohne Arbeit kann ein Mensch durchaus leben (so ist etwa die Hälfte der Bundesbürger nicht erwerbstätig), ohne Wohnung, also obdachlos, ist ein sinnerfülltes und glückliches Leben kaum vorstellbar.

Themenvorschläge

1. Wie Menschen wohnen

- Erklären der Lebensweise von Nomaden sowie Erörtern der Ursachen des Nomadentums an historischen und rezenten Beispielen
- Vergleich der Lebensweise von Nomaden mit sesshaften Menschen
- Beschreiben verschiedener Wohnformen, wie z. B. Mietwohnung, Eigenheim, Wohnheim, WG, Pflegeheim, Kommune, Kloster, Hotel, Gefängnis, Zirkuswagen, Straße
- Beschreiben der Geschichte des eigenen Wohnhauses und der Hintergründe seiner Erbauung

⁵ Vgl. a. a. O., S. 12.

⁶ Vgl. a. a. O., S. 7 ff.

- Erforschen der Geschichte von Wohnhäusern des Heimatortes
- Vergleich heimischer Wohnformen mit anderen Kulturen

2. Wohnen nach dem Schulabschluss

Gegenstand der Unterrichtseinheit sind typische Wohnmöglichkeiten eines Studenten. Hierbei ist die Nähe zur künftigen Lebenswirklichkeit der Schüler sehr motivierend.

- Erörtern verschiedener Wohnmöglichkeiten, wie z. B. Wohnheim, WG, eigene Wohnung am Studienort, tägliches Fahren zum Studienort
- Vergleich der Vor- und Nachteile verschiedener Wohnmöglichkeiten und Erstellen einer Kostenvergleichsrechnung
- Beschreibung der Einrichtung des eigenen Zimmers: „Was der Student zum Wohnen braucht...“
- Diskutieren von Auswahlkriterien für Mitbewohner, z. B. in einer WG

3. Wohnen als finanziell Selbstständiger

- Vergleichen von Wohnformen, wie z. B. Mietwohnung, Eigenheim, Eigentumswohnung, anhand verschiedener Kriterien
- Durchführen von Wohnkostenvergleichsrechnungen
- Diskutieren der unterschiedlichen Interessen von Mietern und Vermietern
- Beschreiben der Notwendigkeit einer Hausordnung und Erstellen eines Beispiels
- Erörtern und Begründen der besonderen Schutzrechte eines Mieters
- Erklären der Funktionsweise des Wohnungsmarktes
- Diskutieren von Möglichkeiten der Wohnungs- oder Mietersuche
- Beschreiben der Informationspflicht eines zukünftigen Mieters gegenüber dem Vermieter
- Beschreiben der Rechte und Pflichten von Mietern und Vermietern
- Erläutern des grundsätzlichen Aufbaus eines Mietvertrages

Vorschläge zur Lehr- und Lernplanung

1 Wie Menschen wohnen

Vorschlag 1 – Nomaden und dauerhaft sesshafte Menschen

Phase didaktische Funktion	Inhalt Lehrer- und Schülertätigkeit	Methode	Medien Material
Zielorientierung Gesamtüberblick Motivation	<ul style="list-style-type: none"> • Wohnformen als Ausdruck von Individualität • Untersuchung der Vielfalt menschlichen Wohnens • Blick in die Zukunft – künftige Wohnformen der Schüler als Studenten und Erwerbstätige 	Unterrichtsgespräch Lehrervortrag	
Einstieg	<ul style="list-style-type: none"> • Möglichkeiten menschlichen Wohnens (z. B. Mietwohnung, Eigenheim, Wohnheim, WG, Pflegeheim, Kommune, Kloster, Hotel, Gefängnis, Zirkuswagen, Straße, Jurte) 	Unterrichtsgespräch Mindmap	Tafel
Erarbeitung	<ul style="list-style-type: none"> • Einstieg in das Thema Nomaden erfolgt durch ein kurzes Brainstorming => Sammeln von Merkmalen nomadischen Lebens 	Brainstorming	Tafel evtl. Präsentationskarten oder -blätter
Systematisierung	<ul style="list-style-type: none"> • Nomadismus (von griechisch: nomos = Weideplatz) ist eine Jahrtausende alte Lebens- und Wirtschaftsweise, die vor allem auf Wanderviehwirtschaft beruht. Nomaden leben ganzjährig in mobilen Behausungen und legen bei ihren traditionell festgelegten Wanderungen zwischen den Weidegebieten manchmal über 1000 Kilometer zurück. Nach: www.planet-schule.de/wissenspool/nomaden/inhalt/wissen/hintergrund.html (09.03.2016) 	Lehrervortrag	Tafel
Zielstellung Gruppenarbeit	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> • Analysiert die vorliegenden Materialien hinsichtlich Ursachen, Chancen und Probleme des Nomadentums. • Vergleicht Nomaden mit dauerhaft sesshaften Menschen. 	Lehrervortrag	Text Nomadentum: siehe S. 82–85
Arbeitsphase Gruppenarbeit	<p>Gruppeneinteilung (2 bis 4 Schüler)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Jede Gruppe stellt ihre Ergebnisse in visualisierter Form vor. 	Gruppenarbeit Mindmap oder andere Visualisierungsform	Präsentationskarten oder -blätter dicke Stifte Magnete Tafel

1 Wie Menschen wohnen

Vorschlag 2 – außergewöhnliche Wohnformen

Hierzu können Gäste eingeladen werden wie z. B. Bewohner eines Klosters, einer Kommune oder eines Zirkuswagens.

Phase didaktische Funktion	Inhalt Lehrer- und Schülertätigkeit	Methode	Medien Material
Zielorientierung Gesamtüberblick Motivation	<ul style="list-style-type: none"> Wohnformen als Ausdruck von Individualität Vielfalt menschlichen Wohnens am Beispiel des eingeladenen Gastes (z. B. Kloster, Kommune oder Zirkuswagen) Blick in die Zukunft – künftige Wohnformen der Schüler als Studenten und Erwerbstätige 	Unterrichtsgespräch Lehrervortrag	
Einstieg	<ul style="list-style-type: none"> Möglichkeiten menschlichen Wohnens (z. B. Mietwohnung, Eigenheim, Wohnheim, WG, Pflegeheim, Kommune, Kloster, Hotel, Gefängnis, Zirkuswagen, Straße, Jurte) 	Unterrichtsgespräch Mindmap	Tafel
Erarbeitung	<ul style="list-style-type: none"> Bericht des eingeladenen Gastes über sein (besonderes) Leben und Wohnen <i>Hinweis:</i> Der Gastvortrag sollte auf nachfolgende Aspekte eingehen (im Vorfeld vereinbaren): <ul style="list-style-type: none"> sein „vorheriges“ Leben Beweggründe zur Wahl seiner Wohnform Regeln, Vorteile und Probleme seines Wohnens Arbeitsauftrag (zum Gastvortrag) <ul style="list-style-type: none"> Notiert wesentliche Merkmale und Besonderheiten der Wohnform. 	Gastvortrag	nach Wahl des eingeladenen Bewohners
Unterrichtsgespräch	<ul style="list-style-type: none"> Schüler befragen den Gast zu „seiner“ Wohnform 		
Zielstellung Gruppenarbeit	<p>Gruppeneinteilung (2 bis 4 Schüler)</p> <p>Arbeitsauftrag (für die nächste Unterrichtsstunde, nach Verabschiedung des Gastes)</p> <ul style="list-style-type: none"> Analysiert die vorgestellte Wohnform und haltet Beweggründe, Chancen und Probleme dieser Wohnform fest. Vergleicht die Wohnform mit dem Leben in euren Familien. 	Lehrervortrag	Schülernotizen zum Gastvortrag
Arbeitsphase Gruppenarbeit	<ul style="list-style-type: none"> Jede Gruppe stellt ihre Ergebnisse in visualisierter Form vor. 	Gruppenarbeit Mindmap oder andere Visualisierungsform	Präsentationskarten oder -blätter dicke Stifte Magnete Tafel

2 Wohnen nach dem Schulabschluss

Phase didaktische Funktion	Inhalt Lehrer- und Schülertätigkeit	Methode	Medien Material
Zielorientierung Gesamtüberblick Motivation	<ul style="list-style-type: none"> Der neue Lebensabschnitt nach dem Abitur bedeutet für viele Absolventen auch die erste Wohnung außerhalb der eigenen Familie. Ziel: Vergleich verschiedener Wohnmöglichkeiten mit Blick auf die eigene Zukunft. 	Unterrichtsgespräch Lehrervortrag	
Erarbeitung	<ul style="list-style-type: none"> Erarbeiten der Möglichkeiten studentischen Wohnens, z. B. eigene Mietwohnung, WG, Wohnheim, tägliches Fahren zum Studienort 	Unterrichtsgespräch Mindmap oder Erarbeitung einer Tabelle oder Übersicht	Tafel
Zielstellung und Arbeitsphase Gruppenarbeit	<p>Gruppeneinteilung (2 bis 4 Schüler)</p> <p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> Vergleicht die Wohnformen hinsichtlich ihrer Vor- und Nachteile. 	Gruppenarbeit	Präsentationskarten oder -blätter
Auswertung	Präsentation der Arbeitsergebnisse <ul style="list-style-type: none"> Jede Gruppe stellt ihre Ergebnisse in visualisierter Form vor. 	Mindmap oder andere Visualisierungsform	entsprechend der gewählten Visualisierungsform
Erarbeitung	<ul style="list-style-type: none"> Kostenvergleichsrechnung der Wohnformen <p>Bisher sind Kosten beim Vergleich der Wohnformen nur qualitativ einbezogen worden, nun werden Kosten mit (überschlagenen) Zahlen belegt. Bei der Variante „tägliches Fahren zum Studienort“ werden auch der Zeitverlust sowie die Reisekosten einbezogen.</p>	Unterrichtsgespräch	Tafel
Zusammenfassung	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> Diskutiert die persönlichen Präferenzen für euer Wohnen nach dem Abitur. Nutzt dazu die erarbeiteten Vor- und Nachteile der einzelnen Wohnformen. 	Unterrichtsgespräch	
Zielstellung Erarbeitung	<p>Arbeitsauftrag</p> <ul style="list-style-type: none"> Gestaltet eure künftige Wohnform. Sammelt zunächst Ideen: „Was z. B. Studenten zum Wohnen brauchen“. Richtet dann eure Wohnung ein. 	Unterrichtsgespräch Brainstorming	
Arbeitsphase	<ul style="list-style-type: none"> Gestaltung der individuellen Wohnform als Grundrisskizze Vergleich und Diskussion der Ergebnisse 	Einzelarbeit Unterrichtsgespräch	

3 Wohnen als finanziell Selbstständiger

Phase didaktische Funktion	Inhalt Lehrer- und Schülertätigkeit	Methode	Medien Material
Zielorientierung Motivation	<ul style="list-style-type: none"> Nachdenken der Schüler über ihre mittel- und langfristige persönliche Lebensplanung: „Wie und wo lebe, wohne und arbeite ich in 10 oder 15 Jahren?“ Gedanken stichpunktartig notieren Vergleich der Ergebnisse (sollte sensibel erfolgen) 	Lehrervortrag Unterrichtsgespräch Einzelarbeit	
Zielstellung Gruppenarbeit	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> „Mieten oder kaufen nach Ausbildungs- oder Studienabschluss?“ Vergleicht Vor- und Nachteile der beiden Wohnformen. 	Unterrichtsgespräch Mindmap oder andere Visualisierungsform	www.wirtschafts- undschule.de/aktuelle-themen/haushalte-geld/mieten-oder-kaufen (11.03.2016)
Arbeitsphase Gruppenarbeit	Gruppeneinteilung (2 bis 4 Schüler) <ul style="list-style-type: none"> Vergleichen der Wohnformen hinsichtlich ihrer Vor- und Nachteile Möglich ist auch eine Wohnkostenvergleichsrechnung 	Gruppenarbeit	Präsentationskarten oder -blätter
Auswertung	Präsentation der Arbeitsergebnisse <ul style="list-style-type: none"> Jede Gruppe stellt ihre Ergebnisse in visualisierter Form vor. 	Mindmap oder andere Visualisierungsform	entsprechend der gewählten Visualisierungsform
Zielstellung Erarbeitung	Arbeitsauftrag <ul style="list-style-type: none"> Das gemeinsame Leben mehrerer Mietparteien in einem Haus erfordert klare Regeln. Entwerft eine praktikable Hausordnung. 	Unterrichtsgespräch Brainstorming Gruppenarbeit	
Auswertung	Präsentation der Arbeitsergebnisse <ul style="list-style-type: none"> Jede Gruppe stellt ihre Ergebnisse in visualisierter Form vor. 	Schülervortrag	Folie oder andere Visualisierungsform

Anhang

Materialien zum Modul Kommunikation im Alltag

M 1 Beispiel Brainstorming „Kommunikation“

Kommunikation der Menschen gestern und heute (Schülerantworten)

Höhlenmalerei, Rauch-/Feuerzeichen, Morsealphabet, Zeitungen, Plakate, Bilder, Gemälde, Fotos, Telefon, Brief, SMS, E-Mail, social networks, Blog, Klopfzeichen, Flaschenpost, Gerüche, Gestik, Mimik, Pantomime, stille Post, Musik, Brieftauben, Reiterboten, ertasten, erfühlen, schmecken, sehen, Blickkontakt, Geheimcode, hören, Funksysteme, Flugblätter, Bücher,

Zeitschriften, Mode, Straßenmalerei, Blindenschrift, Gebärdensprache, Verkehrszeichen, Körperbemalung, Laute, Tierstimmen, Stimmenimitation, Zahlencode, Farben, Emotionen zeigen, Radio, Fernsehen, Keilschrift, chinesische Schriftzeichen, Hieroglyphen, Pin-Nummern, Satellitensysteme, geometrische Formen, Predigt, Gesetze, Postflugzuge, Postkutschen, Theaterstück, Dirigent, Werbung, Graffiti, Dorffunk, Fax, Piepser, Dosimeter

Mögliche Weiterarbeit: Begriffe clustern, Mindmap entwickeln

M 2a Zusammenhang von Kommunikation, Sprache und Schrift

verbale Kommunikation	nonverbale Kommunikation
Sprache: phonologische Bewusstheit Medien	Schrift: visuelle Fähigkeiten Gesten Gebärden Medien

M 2b Sprache – Schrift – Kommunikation

Sprache	Schrift	Kommunikation
Hören Reime Silben Anlauttieren Anlaute hören	Schrift: visuelle Fähigkeiten Gesten Gebärden Medien	Wort-Schatz Sprach-Schatz Sprechen und Erzählen Literacy

Nach: Karin Kobl, Autorin von Elementar Sprache, Schrift und Kommunikation 2010
www.bliv.de/fileadmin/Dateien/mittelfranken/KigaGS-Tag/W4-Sprache__Schrift_und_Kommunikation.pdf (26.02.2015)

M 2c Inhalt, Form und Funktion von Kommunikation

Inhalt „Was?“	Funktion „Wozu?“	Form „Wie?“
Personen	Handlungen fordern	körpereigene Formen: • Laute • Körpersprache • Gesten • Gebärden
Orte	Gegenstände fordern	
Tätigkeiten	Aufmerksamkeit fordern	
Dinge	Fragen beantworten	nichtelektronische symbolunterstützte Formen: • Gegenstände • Fotos, Bilder, Symbole • Tagebücher
Gefühle	Protestieren	
Gesprächssteuerung, Strategien	Meinungen und Gefühle äußern	
Zeiten	aus der Vergangenheit berichten	elektronische Formen: • einfache Sprachausgabegeräte • komplexe, digitale Geräte – „Talker“

Nach: www.schule-bw.de/schularten_old/sonderschulen/sonderschultypen/schule_fuer_geistigbehinderte/uk/infofu.htm (04.12.2015)

M 3 Kommunikation

Je nachdem aus welcher Perspektive man den Prozess „Kommunikation“ betrachtet, ergeben sich unterschiedliche Definitionen und Schwerpunkte. [...]

1. Kommunikation ist wechselseitig aufeinander gerichtetes, soziales Handeln,
2. Kommunikation ist intentional, also ein Mittel zum Zweck und
3. Kommunikation ist stets medienvermittelt.

Je nachdem, welche dieser Komponenten dabei besonders in den Mittelpunkt gerückt wird, finden sich in der Literatur im Wesentlichen drei verschiedene Typen von Kommunikationsmodellen [...]:

1. Kommunikation als Signalübertragung,
2. Kommunikation als Interaktion und
3. Kommunikation als System.

1 Kommunikation als Signalübertragung

Unter signaltheoretischer Perspektive bedeutet Kommunikation die Übertragung von Signalen zwischen zwei Geräten durch einen Raum. [...] Eine Nachrichtenquelle erzeugt eine Nachricht, die von einem Sender in ein adäquates Signal übertragen wird (Enkodierung). Über einen Kanal (Medium) wird das Signal auf Empfängerseite gebracht. Dort muss der Vorgang umgekehrt werden, d. h. das empfangene Signal wird in die ursprüngliche Form zurückverwandelt (Dekodierung), vom Empfänger in eine Nachricht gewandelt und an das Nachricht-

tenziel geschickt. Dabei können Störungen auf den Nachrichtenkanal einwirken, die Signale verstärken oder verzerren können [...]

Dem zugrunde liegt also eine sehr ingenieurswissenschaftliche Betrachtungsweise, die soziale Aspekte außen vor lässt.

2 Kommunikation als Interaktion

Diese sozialen Aspekte werden in Modellen miteinbezogen, die Kommunikation als soziale Interaktion auffassen. All diesen Modellen liegt dabei zugrunde, dass Sprache das primäre Ausdrucksmittel kommunikativer Aktivität darstellt.⁷ [...]

3 Kommunikation als System

[...] Kommunikationsprozesse (laufen) immer in einem bestimmten sozialen Umfeld ab. Diese Umweltbezogenheit ist charakteristisch für die systemtheoretische Perspektive. Als System wird dabei die Menge von Elementen verstanden, zwischen denen Wechselbeziehungen bestehen [...].

Einer der bekanntesten Vertreter der Systemtheorie ist Niklas Luhmann (1970). Er geht davon aus, dass soziale Systeme aus miteinander verflochtenen menschlichen Handlungen (nicht Personen) bestehen. Diese Handlungen können nur über Kommunikation entstehen und erhalten werden. Aus der Beziehung zwischen System und Umwelt können Probleme entstehen; soll das System bestehen bleiben, muss es diese Probleme also lösen. Eines dieser Probleme ist das Problem der Komplexität. Sie schafft einen Selektionszwang, das heißt Menschen müssen aus einer Vielzahl an möglichen Bedeutungen gemeinsame Handlungs- und Sinnzusammenhänge bil-

den, um diese Komplexität zu reduzieren. Beispiel:

Ein Journalist soll täglich über die Geschehnisse in der Welt berichten. Die Welt ist ein so komplexes soziales Gefüge, dass der Journalist niemals alle Geschehnisse abdecken kann. Diese Komplexität zwingt ihn sich zu entscheiden, über manche Dinge zu berichten und über andere nicht.

Nach www.bildung-und-medien.de/kommunikationsmodelle1 (14.08.2015)

M 4a Friedemann Schulz von Thun – Das Vier Ohren Modell

Die **Kommunikation** ist ein Wechselspiel zwischen dem Senden und Empfangen von Botschaften. Gerade hier liegt die Gefahr von Missverständnissen. Oft werden Aussagen nicht klar formuliert und daher falsch verstanden oder fehlinterpretiert. Das **Vier Ohren Modell** von **Schulz von Thun** gibt eine Unterstützung, um sich selbst besser zu reflektieren. Eigentlich ist es doch ganz einfach: Der eine redet, der andere hört zu! Doch der Teufel steckt im Detail und ist auf der bewussten Ebene kaum wahrnehmbar.



Abb.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Vier-Seiten-Modell#/media/File:SchulzVonThunVierOhrenModell.svg> (30.03.2016)

⁷ Vgl. Nachfolgende Kommunikationsmodelle in den Materialien M 4a/M 4b Friedemann Schulz von Thun – Das Vier Ohren Modell und M 5 Paul Watzlawick.

Die 4 Ebenen im Vier Ohren Modell nach „Schulz von Thun“

Der deutsche Psychologe Friedemann Schulz von Thun hat die These aufgestellt, dass jede Nachricht auf 4 Ebenen beleuchtet werden kann. Diese Ebenen sind:

- die Sachebene (eine Sachinformation, worüber ich informiere)
- die Beziehungsebene (was ich von dir halte, wie ich zu dir stehe)
- die Selbstoffenbarungsebene (was ich von mir zu erkennen gebe)
- die Appellebene (was ich bei dir erreichen möchte)

Ein typisches Beispiel in der Kommunikation, welches das **Vier Ohren Modell** verdeutlicht ist der Satz: „Die Ampel ist Grün“.

In der Geschichte sitzt eine Frau am Steuer des Autos und ihr Mann auf dem Beifahrersitz. Der Mann möchte seine Frau darauf aufmerksam machen, dass die Ampel grün ist. Schauen wir uns diese Aussage auf den verschiedenen Ebenen an:

Schulz von Thun – Die Sachebene im Vier Ohren Modell

Auf dieser Ebene steht die Sachinformation im Vordergrund. Es geht darum, Zahlen, Daten, Fakten und Sachinformationen zu vermitteln. Die Sachinformationen sind auf folgende Attribute prüfbar:

- Wahrheit (Ist die Aussage wahr oder unwahr?),
- Relevanz (Sind die Sachverhalte wichtig oder unwichtig?) und
- Hinlänglichkeit (Sind die Sachhinweise für das Thema ausreichend oder nicht?).

Bezug auf unser Beispiel:

Würde die Frau auf der Sachebene reagieren, würde sie wahrscheinlich nur kurz nicken oder widersprechen, wenn die Ampel

nicht grün ist. Sie reagiert also nur auf den reinen Sachinhalt der Nachricht und interpretiert nicht und bringt auch keine Gefühle ins Spiel.

Schulz von Thun – Die Beziehungsebene im Vier Ohren Modell

Nun schauen wir uns die Beziehungsebene an. Auf dieser Ebene sind folgende Faktoren für das Verständnis ihrer Kommunikation entscheidend:

- Art der Formulierung
- Tonfall
- Mimik und Gestik
- Körperhaltung

Die Art und Weise, wie ich mit jemandem spreche, zeigt mir auf, in welcher Beziehung ich zu dieser Person stehe. In jeder Äußerung steckt also ein Beziehungshinweis. Besonders die Menschen, die ihr Beziehungsohr sehr stark nutzen, fangen hier sehr viele Signale auf. Der Empfänger kann sich auf dieser Ebene z. B. folgende Fragen stellen:

- „Wie fühle ich mich durch die Art, wie der andere mit mir spricht/mich behandelt?“
- „Was hält der andere von mir? Wie steht er zu mir?“

Bezug auf unser Beispiel:

Auf der Beziehungsebene nimmt die Frau den Satz „Da vorne ist Grün.“ ganz anders wahr als auf der Sachebene. So könnte sie denken, dass ihr Mann ihr sagen möchte, dass sie endlich fahren soll. Vielleicht interpretiert sie auch, dass ihr Mann besser weiß, wie man Auto fährt und sie seine Hilfe braucht. Je nach Temperament und Selbsteinschätzung wird sie seine „Hilfestellung“ annehmen oder gegen die „Bevormundung“ Protest einlegen.

Schulz von Thun – Die Ebene der Selbstoffenbarung im Vier Ohren Modell

Alles, was gesagt wird, enthält somit eine Selbstoffenbarung. Daraus kann ein geübter Zuhörer oder Empfänger ableiten, was in mir vorgeht, wofür ich stehe oder wie ich mich selbst sehe. Dies kann explizit – in Form einer Ich-Botschaft – oder implizit geschehen. Der Empfänger erfährt auf dieser Ebene also mehr über den Sender:

- Was ist der für einer?
- Wie ist er gestimmt?
- Was denkt er?

Bezug auf unser Beispiel:

Die Frau würde bei dem Satz ihres Mannes „Die Ampel ist Grün.“ womöglich davon ausgehen, dass ihr Mann mehr sieht als sie und er ihr unter die Arme greifen möchte, damit sie beim Autofahren nicht die Orientierung verliert.

Schulz von Thun – Die Appellebene im Vier Ohren Modell

Sehen wir uns nun die Appellebene an. Hierbei geht es um:

- Wünsche
- Appelle
- Ratschläge
- Handlungsanweisungen

All diese Dinge können entweder direkt (also offen) oder indirekt (also verdeckt) kommuniziert werden. Bei jeder Kommunikation möchten wir mit dem Gesagten etwas erreichen oder einen Einfluss auf den/die Gesprächspartner nehmen.

Bezug auf unser Beispiel:

Die Fahrerin würde auf dem Appellohr womöglich einen Befehl oder ein Kommando interpretieren. Ihr Mann möchte womöglich, dass sie sich beeilen soll.

Das Vier Ohren Modell – Eine Zusammenfassung

Das Vier-Ohren-Modell zeigt, wie schnell und ungewollt Missverständnisse entstehen können. Häufig eskalieren diese und können nur im Nachhinein geklärt werden, wenn sich alle Beteiligten wieder beruhigt haben. Daher ist es wichtig, so genau und deutlich wie möglich zu kommunizieren und sich klar zu werden, auf welchem der vier Ohren man am meisten hört und am empfindlichsten ist.

<http://www.coaching-trainings.net/vier-ohren-modell>
(30.03.2016)

M 4b Das Vier Ohren Modell – Beispiele und Übungen

Ein bekanntes Beispiel beschreibt ein Ehepaar, das gemeinsam im Auto an der Ampel wartet. Diese springt von Gelb auf Grün und der Mann fährt nicht sofort los. Seine Frau meldet sich deshalb zu Wort. Sie sagt: „Die Ampel ist grün!“ Was kann die Bedeutung dieses Satzes sein?

Sachebene: Die Ampel hat tatsächlich auf grün geschaltet.

Selbstkundgabe: Ich bin ungeduldig und möchte, dass Du meine Zeit nicht unnütz verlost.

Beziehungshinweis: Muss ich mich schon wieder um Dich kümmern. Immer benötigst du meine Hilfe, wenn ich mit Dir gemeinsam im Auto fahre.

Appell: Trödle nicht – fahr endlich los – gib Gas.

Es gibt viele andere Möglichkeiten der Interpretation und Du hast Dir wahrscheinlich Deine eigene zurechtgelegt. Dies ist ein klares Beispiel dafür, wie viele Aspekte der Interpretation ein ganz normaler Satz haben kann.

Noch ein anderes Beispiel aus dem Alltag. *Du willst etwas kaufen, doch es fehlen Dir 20 Euro. Du bittest einen Freund oder eine Freundin, Dir das Geld zu leihen.*

Sachebene: Kannst Du mir bitte 20 Euro leihen?

Selbstkundgabe: Mir fehlen 20 Euro, ich brauche das Geld von Dir.

Beziehungshinweis: Wir sind ja gute Freunde, deshalb frage ich Dich nach dem Geld, Du bekommst es selbstverständlich zurück.

Appell: Gib mir 20 Euro.

Eine spannende Übung:

Beobachte für eine Weile (etwa eine Woche), wie Du mit Deinem Partner oder Deiner Partnerin oder Deinen Freunden redest. Nimm die vier Aspekte des Thun'schen Modells zu Hilfe, um damit ein Bewusstsein für das Kommunikationsmodell zu bilden. Vielleicht schreibst Du typische Sätze aus den Gesprächen auf.

Zeichne dann ein kurzes Gespräch mit Deiner Partnerin oder einem Freund mit der Aufnahmefunktion Deines Mobiltelefons auf.

Zeichne eine Tabelle mit fünf Spalten auf ein Blatt Papier oder nutze fünf Spalten in einer Tabellenkalkulation auf Deinem Computer. Das erste Feld steht für den gesprochenen Satz, die weiteren vier Felder stehen für je eine der oben genannten Kommunikationsebenen.

Übertrage das gesamte Gespräch in die erste Spalte. Jeder Satz kommt in ein Kästchen. Das Gespräch sollte aus organisatorischen Gründen relativ kurz sein (zwei bis drei Minuten). Analysiere dann mit Hilfe des Vier Ohren Modelles jeden gesprochenen Satz nach den vier Aspekten des Schulz von Thun'schen Modells und übertrage ihn in die jeweilige Spalte.

Jetzt wird es interessant: Kopiere die Spalte mit den übertragenen Gesprächssätzen in ein neues Dokument und lasse die vier Spalten für die einzelnen Aspekte des Kommunikationsmodells frei. Bitte jetzt Deinen Partner oder Freund, das gesamte Gespräch auf seine/ihre Weise zu bewerten.

Setzt euch zusammen und vergleicht die einzelnen Sätze des Gespräches. Finde jene Sätze bei denen die Bewertungen abweichen. Interessant wird es meist bei den „weichen“ Bewertungen des Beziehungsaspektes oder der Selbstkundgabe. Du wirst schnell bemerken, dass der Eigen- und der Fremdwahrnehmungsaspekt oft deutlich voneinander abweichen.

Mit dieser Übung kannst Du sehr schnell feststellen, wieviel „halluzinatorische Interpretation“ Du einer Aussage Deines Gegenübers hinzufügst.

<http://www.kikidan.com/news/wichtige-kommunikationsmodelle-das-4-ohren-modell-von-schulz-von-thun.html> (03.03.2015)

M 5 Das Kommunikationsmodell von Paul Watzlawick

Paul Watzlawick entwickelte sein Modell aus fünf Grundregeln, die er Axiome nannte. Sie zeigen, wie eng die verbale Kommunikation mit Beziehung und Emotion verknüpft ist. Er macht klar, dass wir in einer selbst konstruierten Wirklichkeit leben, die uns positiv oder negativ beeinflussen kann. Diese Wirklichkeit ist veränderbar und Du kannst selbst bestimmen, wie Deine Wirklichkeiten aussehen sollen. Die einzelnen Axiome beschreiben darüber hinaus Paradoxien der Kommunikation (z. B., dass wir nicht nicht kommunizieren können). [...]

1. Axiom: Kommunikation ist nicht nicht möglich.

Sein bekanntestes Axiom ist „Man kann nicht nicht kommunizieren“. Watzlawick berücksichtigt dabei auch den Aspekt der nonverbalen Kommunikation – also Gesten, Mimik und Verhalten. Für ihn ist nicht nur der Inhalt entscheidend, sondern auch WIE man etwas sagt (oder nicht sagt), oder WIE man sich verhält. Sicherlich kennst Du diese Situation: Du benutzt einen Fahrstuhl und bist für kurze Zeit mit einem Unbekannten auf engem Raum zusammen. Wenn Du Deine Ruhe haben willst, meidest Du den Blickkontakt, Du redest nicht. Du teilst dem Anderen über Dein Schweigen und Dein Verhalten mit, dass Du keine Kommunikation wünschst. Somit kommunizierst Du mit Deinem Verhalten, dass Du keine Kommunikation wünschst. Eigentlich ist das ein Paradoxon. Ganz anders würdest Du Dich verhalten, wenn Du den „Elevator Pitch“ ausprobierst. Dann suchst Du nach einer Möglichkeit, über den Blickkontakt und eine möglichst direkte und zielgerichtete Art Deiner Kommunikation sofort mit Deinem Gegenüber ins Gespräch zu kommen und Dich in sehr kurzer Zeit positiv darzustellen.

2. Axiom: Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt.

Watzlawicks zweiter großer Ansatz ist, dass jede Kommunikation einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt hat. Ausschlaggebend ist für ihn dabei, in welcher Beziehung Du zu Deinem Gesprächspartner stehst. Du vertraust einem Dir fremden Gesprächspartner nicht unbedingt Deine innersten Geheimnisse an. Deine Gesten oder Dein Tonfall mit denen Du Deinem Gegenüber begegnest, zeigen ihm, wie Du zu ihm oder ihr stehst. Bei negativen Schwin-

gungen und bei unaufgelösten Schwierigkeiten in der Beziehung kann es sehr leicht zu Störungen in der Kommunikation kommen. Das bezieht sich nicht nur auf das Privatleben, sondern selbstverständlich auch auf Deinen Beruf. Hand aufs Herz – Du arbeitest doch auch lieber mit Kollegen oder Kolleginnen, die Du gerne magst. Mit jenen, die Du weniger sympathisch findest gibt es auch häufiger Probleme.

3. Axiom: Kommunikation besteht aus Reiz- und Reaktionsmustern.

Watzlawick ging weiter davon aus, dass Kommunikation immer aus einer Ursache (Reiz) und ihrer Wirkung (Reaktion) besteht. Dieses Muster verläuft kreisförmig und verstärkt sich damit. Im negativen Fall entsteht daraus der bekannte Teufelskreis der Kommunikation. Dies ist eine Kommunikationsstörung bei der alles, was Du sagst und tust, zur Verstärkung einer Lösungsvermeidung und zu einer negativen Stimmung beiträgt. Watzlawick verdeutlicht dies mit folgendem berühmten Beispiel: Die Ehefrau nörgelt herum, dass der Mann sich zurückziehen würde. Die Nörgelei geht ihm auf die Nerven und er zieht sich wegen der negativen Anschuldigungen zurück. Das kann sich immer weiter fortsetzen, bis eine positive Kommunikation in einer Beziehung vollständig unmöglich wird. Beide Kommunikationspartner hinterfragen dabei ihre tieferen Beweggründe nicht und reagieren nur auf das für sie wahrnehmbare Verhalten. Dieses Axiom zeigt Dir darüber hinaus (indirekt) an, dass Du in einer von Dir selbst konstruierten Wirklichkeit lebst. Die Qualität Deiner (wie auch immer gearteten) Beziehung hängt davon ab, wie Dein Partner auf Deine Kommunikation reagiert und sie im Positiven, wie im Negativen mitgestaltet. [...]

4. Axiom: Kommunikation ist analog und digital.

Watzlawick unterscheidet in der menschlichen Kommunikation zwischen analogen und digitalen Modalitäten. Mit „digital“ meint er jedoch nicht facebook und andere soziale Netzwerke. Analog bezeichnet für ihn die nonverbale Kommunikation bzw. die Beziehungsebene. [...]. (Für Watzlawick (kann) die Beziehungsebene auch mehrdeutig sein. Die inhaltliche Ebene definiert er als die digitale Ebene. Für ihn besteht die „komplette“ Kommunikation aus Inhalt und aus Gesten, aus Sprechweise und aus Mimik. Mit der analogen Komponente eines Satzes kannst Du Deinem Gesprächspartner etwas „zwischen den Zeilen“ mitteilen. Im idealen Fall der Kommunikation sollen sich die digitale (verbale) und die analoge (nonverbale) Kommunikationsebene nicht widersprechen. Dies nennt man das Gebot der Kongruenz [...]. Eine häufig zu beobachtende Inkongruenz in der Kommunikation stellt es zum Beispiel dar, wenn Dein Gegenüber auf eine Frage verbal mit „JA“ antwortet und dabei seinen Kopf schüttelt. Irgendetwas stimmt da doch nicht. Wenn Du erfolgreich kommunizieren willst: achte darauf, auf beiden Ebenen kongruent zu kommunizieren.

5. Axiom: Kommunikation ist symmetrisch oder komplementär.

Kommunikation richtet sich nach verschiedenen Hierarchien. Watzlawick spricht von symmetrischer oder komplementärer Kommunikation. Im ersten Fall befindet sich eine Beziehung auf Augenhöhe, im anderen Fall gibt es einen starken und einen schwachen Partner. Dabei beeinflusst das jeweilige Verständnis dieser unterschiedlichen Ränge die Ausdrucksformen: Gespräche unter pubertären Jungen laufen beispielsweise ganz anders als wenn sich der gleiche Junge mit seinen Eltern unterhält. Jeder Vater kennt die Auswirkungen dieses Axioms, wenn sein Sohn in die Pubertät kommt und sich durch kritische Auseinandersetzung am Leitbild des Vaters orientiert (auf die eine oder andere Art und Weise). Irgendwann wird aus dem Kind ein junger Erwachsener, der mit dem Vater auf Augenhöhe kommunizieren will, was ihm häufig wegen der Unflexibilität des Vaters sehr schwer gemacht wird.

www.kikidan.com/news/kommunikationsmodelle-die-watzlawick-axiome.html (02.03.2015)

M 6 „Stille Post“ – Stationenlernen

Station 1

Schreibe Wörter (bis zu 5 Buchstaben) auf den Rücken des Partners. Dieser errät das Wort.

Station 2

Gib Wörter (auch zusammengesetzte Substantive) im Flüsterton an den neben dir sitzenden Partner weiter. Der letzte Schüler nennt/notiert das verstandene Wort oder die Wortgruppe, vergleiche.

Station 3

Figuren, Zahlen, Buchstaben, Symbole in die Handfläche eines Schülers schreiben, der die Augen verbunden hat. Er nimmt nur über den Tastsinn wahr und errät das Geschriebene.

Station 4

Erfühlen von unbekanntem Gegenständen mit verbundenen Augen in einer Black-Box.

M 7 Erkundung – Wie finden sich blinde Menschen in der Stadt Hildburghausen zurecht?

1. Stadtbild

Bürgersteige, Treppen, Geschäftseingänge, Straßenüberquerung

2. Umgang mit Geld

Geld abheben, Geldautomat, Bezahlen, Unterschrift auf Überweisungsträgern

3. Einkaufen

Supermarkt: Einrichtung, Anordnung der Waren, Abwiegen von Waren für eigene Kontrolle, verpackte Lebensmittel (z. B. Milch, Müsli, Wurst, Käse, Schokolade, Chips, Cola)

Drogerie: Einrichtung, Anordnung der Waren, Waren (z. B. Deo, Reinigungsmittel, Zahnpasta, Zahnbürste, Duschbad, Shampoo, Creme, Parfüm, After Shave, Nagellack)

Apotheke: Einrichtung, Medikamente, Hibu-Taler einlösen

Buchhandlung, Bibliothek: Bücher

Teeladen, Reformhaus: Bioprodukte

4. Restaurant/Café

Speise oder Getränkekarte

5. Tourist-Information

Einrichtungen zur Unterstützung blinder Menschen

6. Blindenverein

7. Orientierung im Rathaus

8. Krankenkasse

9. Sonstiges – Was fällt euch noch auf? Was sollte verbessert werden?

M 8a Jugendsprache – Kennst du dich aus?

Jugendsprache	Übersetzung
Allround-Laie	
Anwanzen	
Backup-Friend	
Bauern-Metal	
Bierkules	
Blaupause	
Campusmaut	
Dickdarm-Disko	
drölf	
Erdnuckel	
Erpelkutte	
Googlefisch	
Graspflücker	
Hagelschaden	
Jahresringe	
Lasagne	
Laterne	
Melonenschaukel	
Mumienhopse	
Pommespanzer	
Rentnerbarbie	
Stangenwald	
trollen	
wiksen	
Zeichensturm	

www.rp-online.de/panorama/deutschland/diese-worte-sind-neu-im-woerterbuch-der-jugendsprache-2014-bid-1.3785102 (10.02.2015)

M 8b Jugendsprache – Kennst du dich aus? (für LEHRER)

Jugendsprache	Übersetzung
Allround-Laie	<i>totaler Versager</i>
Anwanzen	<i>jemanden belauschen</i>
Backup-Friend	<i>jemand, den man braucht, wenn alle Freunde keine Zeit haben</i>
Bauern-Metal	<i>Volksmusik</i>
Bierkules	<i>Mensch, der viel Bier trinkt und verträgt</i>
Blaupause	<i>alkoholbedingter Schlaf</i>
Campusmaut	<i>Studiengebühren</i>
Dickdarm-Disko	<i>Blähungen, Durchfall</i>
drölf	<i>unbekannte, undefinierbare Anzahl</i>
Erdnuckel	<i>kleiner Mensch</i>
Erpelkutte	<i>Gänsehaut</i>
Googlefisch	<i>jemand, der nichts mehr in Büchern nachschlägt</i>
Graspflücker	<i>Vegetarier</i>
Hagelschaden	<i>Cellulite</i>
Jahresringe	<i>Speckrollen an Hüfte oder Bauch, besonders bei Älteren</i>
Lasagne	<i>Pferd</i>
Laterne	<i>Looser</i>
Melonenschaukel	<i>BH</i>
Mumienhopse	<i>Ü30-Party</i>
Pommespanzer	<i>dicker Mensch</i>
Rentnerbarbie	<i>aufgedonnerte, nicht mehr junge Frau</i>
Stangenwald	<i>Mädchen in Modeshow</i>
trollen	<i>jemanden reinlegen</i>
wiksen	<i>etwas bei Wikipedia kopieren</i>
Zeichensturm	<i>Buch</i>

www.rp-online.de/panorama/deutschland/diese-worte-sind-neu-im-woerterbuch-der-jugendsprache-2014-bid-1.3785102 (10.02.2015)

50 9 Erfindung der Schrift

Seit etwa zwei bis drei Millionen Jahren gibt es den Menschen, aber erst seit 5000 bis 6000 Jahren existiert die Schrift. Doch schon zu Beginn der Menschheitsgeschichte beginnen sich Vorformen der Schrift zu entwickeln – seit der Mensch sich Materialien zu Nutze macht, mit denen er malen, gravieren, ritzen, stempeln und schreiben kann.

Kann ich das schriftlich haben?

Über Jahrtausende entwickelte der Mensch sprachliches Ausdrucksvermögen. Mit der verbalen Kommunikation und der mündlichen Überlieferung von Erinnerungen und Wissen konnte er seine Welt strukturieren. Die Lebensumstände wurden aber immer komplexer. Besitzverhältnisse und Verwaltungsorganisation ließen sich nicht mehr mündlich kommunizieren und allein aus dem Gedächtnis und der Erinnerung heraus rekonstruieren. Deshalb begann der Mensch Buch zu führen, Notizen abzufassen, die als Gedächtnisstütze dienten und Ansprüche besser regeln halfen.

Die ersten großflächigen Bilder des Menschen, von denen wir wissen, sind prähistorische Höhlenmalereien. Es ist unwahrscheinlich, dass ausschließlich ästhetische oder kultische Gründe eine Rolle bei der Entstehung der kunstfertigen Abbildungen gespielt haben. Es ist durchaus denkbar, dass die Malereien Besitzstände und Machtverhältnisse ihrer Zeit widerspiegeln. Die Schrift wurde also erfunden, um Macht und Besitz zu organisieren und zu wahren, also quasi aus rechnerisch-buchhalterischen Überlegungen heraus. Das belegen die Anfänge der Schrift in Mesopotamien (dem heutigen Irak). Dort beginnt die Geschichte der Schrift mit Aufstellungen über

Ein- und Ausgaben, die im Laufe der Zeit bedeutend und komplex geworden waren. Ihre schriftliche Fixierung half Interessen auseinanderzuhalten und Rechtsstreitigkeiten vorzubeugen.

Vom Bildzeichen zur Hieroglyphe

Noch herrschten schwerfällige Bilderschriften vor, als vor 5000 Jahren in Ägypten die ältesten Hieroglyphen und in den sumerischen Kulturen (Sumerer, Akkader, Babylonier, Assyrer) die ersten Keilschrifttäfelchen entstanden. Doch zunehmend wurde eine raschere Form des Schreibens benötigt, und dafür benutzte man Zeichen mit einer lautlichen Zuordnung, das heißt ein Zeichen entsprach einem Laut.

Es entstanden stilisierte, abstraktere Zeichen, die Schrift wurde komplexer, aber auch genauer. In Ägypten erfuhren die Hieroglyphen (griechisch: „heilige Einmeißelungen“) eine Verknüpfung mit Lauten. Das daraus entstandene, komplizierte Schriftsystem war so erfolgreich, dass es 3000 Jahre unverändert bestehen blieb. Eine Hieroglyphe konnte dabei ein ganzes Wort oder auch nur einen einzelnen Laut (Phonogramm) symbolisieren. Einige der Hieroglyphen sind daher den Buchstaben der Alphabet-Schriften vergleichbar.

Als eine alternative Schriftform zu der sehr umständlichen und zeitraubenden Hieroglyphenerstellung entwickelte sich in Ägypten die hieratische Schrift, eine Kursivschrift, die ab dem zweiten Jahrtausend vor Christus mit dem Pinsel auf Papyrus aufgetragen wurde. Ab dem 7. Jahrhundert vor Christus tauchte in Ägypten eine weitere Schriftvariante auf, die demotische Schrift, die als Dialekt Unterägyptens auch eine eigene Sprachform darstellte.

Das Keilzeichen und die Abstraktion der Schrift

Besonders gut lässt sich die Abstrahierung der Schriftentwicklung im Lauf der Jahrhunderte auf den Keilschrifttontafeln der Sumerer nachvollziehen: Während die ersten Täfelchen noch erkennbar bildliche Figuren und Zeichen aufwiesen, wurden sie im Verlauf ihrer weiteren Entwicklung von immer abstrakteren Keilzeichen verdrängt, bis sie in der Zeit des assyrischen Großreichs im ersten Jahrtausend vor Christus kaum mehr Ähnlichkeit mit ihren bildlichen Vorläufern besaßen.

Die sumerische Schriftkultur stand in erster Linie der Tempelverwaltung zur Verfügung, die Keilschrifttäfelchen zum Beispiel für die Erhebung von Steuern, Ernteabgaben und Tempelquittungen nutzte. Bekam etwa ein Bauer in der Blütezeit der sumerischen Hochkultur ein Täfelchen mit eingeritzten Umrissen eines Dreschflegels sowie verschiedenen Zahlzeichen zugestellt, bedeutete das eine Art Steuerbescheid. Der Bauer hatte dem Tempel oder König entsprechende Abgaben zu entrichten.

Die Keilschriftzeichen wurden damals üblicherweise mit einem Schilfrohr- oder Holzgriffel in Tontäfelchen geritzt. Viele der Täfelchen, die nach dem Schreibakt gebrannt und dadurch haltbar gemacht wurden, sind bis heute erhalten geblieben und bei Ausgrabungen entdeckt worden.

Rätselhaft: Der Diskus von Phaistos

Wer zu damaligen Zeiten schreiben konnte, war ein gemachter Mann. Die Schreiber bildeten in Mesopotamien und Ägypten einen hoch angesehenen, privilegierten Stand und verfügten über ein reiches Auskommen. Denn die wenigsten Menschen konnten damals schreiben. In Ägypten bildete eine Anstellung als Schreiber die Aus-

gangsposition für jede Beamtenkarriere. Nicht geritzt, sondern gestempelt wurden die geheimnisvollen Schriftzeichen in den Diskus von Phaistos, eine doppelseitig beschriebene runde Tonscheibe, die im Jahr 1908 auf dem Gelände des minoischen Palastbezirks von Phaistos auf Kreta ausgegraben wurde. Bis zum heutigen Tag ist eine Entzifferung des Diskus nicht gelungen, dessen Alter auf 3500 Jahre geschätzt wird.

Erfindung und Verbreitung des Alphabets

Im Jahr 1500 vor Christus kam es in Ugarit an der syrischen Küste zu einer Verschmelzung mehrerer regionaler Schriftarten, die zu einer Revolution innerhalb der Entwicklung der Schrift führte: die Erfindung des Alphabets. Man geht davon aus, dass das ugaritische Alphabet der Vorgänger des phönizischen und damit der europäischen Alphabete war. Die arabischen, hebräischen, griechischen, lateinischen und kyrillischen Schriftsätze sind weiter entwickelte und in die jeweilige Kultur übertragene Alphabetschriften.

Die Phönizier sorgten für die Verbreitung des Alphabets. Sie waren ein Volk von Seefahrern, die im Gebiet des heutigen Syriens und Libanons siedelten. Sie kannten ein aus 22 Zeichen bestehendes Alphabet, in dem allerdings keine Vokale vorkamen. Die Phönizier zerlegten also ihre Sprache in Laute, die sie mit genau zugeordneten Lautzeichen, Buchstaben verschriftlichten und durch den Leseakt in den Laut zurückverwandeln konnten.

Die Erfindung des Alphabets beruht auf der Erkenntnis, dass die Sprache ein System aus nur wenigen Lauten darstellt, die aber in immer neuen Kombinationen die vollständige Fülle eines sprachlichen Wortschatzes wiedergeben können. Mit nur 26

Buchstaben lassen sich etwa alle Wörter der deutschen Sprache niederschreiben. Damit sie sich die Zeichen des Alphabets besser merken konnten, gaben die Phönizier den Buchstaben eine Reihenfolge. Die ersten beiden Buchstaben des ABC gaben dem System „Alphabet“ seinen Namen. „Aleph“ (griechisch: alpha) bedeutete im Phönizischen „Rind“, „beth“ (griechisch: beta) bedeutete „Haus“.

Durch die Kontakte ihres weitreichenden Handelsnetzes beeinflussten die Phönizier mit ihrem Schriftgebrauch bald auch ihre Handelspartner. Die Alphabetschriften begannen sich in Europa zu verbreiten. Um 800 vor Christus übernahmen die Griechen das Alphabet-System und ergänzten es mit Vokalzeichen. Das griechische Alphabet wurde zum Vorbild des lateinischen Alphabets, das wir heute benutzen.

Wortzeichen-Schriften in Asien

Beherrscht der Mensch erst einmal das komplexe System einer Alphabetsprache, ist er nicht länger auf die enorme Gedächtnisleistung angewiesen, die er aufbringen muss, wenn er etwa gut 800 Keilschriftzeichen oder viele Tausend chinesische Schriftzeichen auswendig lernen muss. Denn im Gegensatz zu den Alphabet-Schriften sind etwa die chinesischen und die japanischen Schriften Zeichen-Schriften, bei der die Abstraktion vom Zeichen zum Laut nicht weiter stattgefunden hat und weiterhin jedem Wort ein eigenständiges Zeichen zugeordnet wird.

In China herrschte die Idee einer Verständigung, die über die Grenzen der eigenen Sprache hinausging. Sich sprachlich fremde Chinesen, die etwa Mandarin und kantonesisch sprachen, sollten, wenngleich nicht durch Unterhaltung, so doch über den Austausch von Schriftzeichen kom-

munizieren können. Tatsächlich gelang es in China, die verschiedenen chinesischen Sprachgemeinschaften durch eine große Schriftvereinheitlichung im Jahr 200 vor Christus miteinander zu verbinden und auf diese Weise eine relative Geschlossenheit des chinesischen Kulturraums zu fördern.

Die chinesische Schrift hat andere ostasiatische Völker stark beeinflusst. Sie reicht Belegen zufolge mehr als 3000 Jahre zurück. Die ältesten chinesischen Schriftzeugnisse sind in Rinderknochen (sogenannte Orakelknochen) geritzte Bildzeichen und stammen aus der Zeit um 1400 vor Christus.

www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/lernen/erfindung_der_schrift (26.02.2015)

M 10 Zeichen – Schrift – Nachricht

Die Schrift ist ein Speichermedium. Sie ermöglicht es, Wissenswertes aufzubewahren. Die gespeicherten Informationen können so an einen anderen Ort transportiert oder in eine andere Zeit überliefert werden. Die Wiege der Schriftkultur liegt in Mesopotamien. Als ältestes bekanntes Schriftsystem entstand zwischen Euphrat und Tigris um 3100 v. Chr. die Keilschrift.

Die frühen Schriften sind Bilderschriften. In Annäherung an die gesprochene Sprache entstanden aus ihnen Wortschriften, aus denen sich erst im Laufe der Zeit eine Silben- und Buchstabenschrift entwickelte. Informationen können aber auch auf andere Art, ohne Worte, übermittelt werden. Rauch, Licht und Feuer bilden den Kanon der traditionellen Medien. Dabei beschränkten sich die bereits in der Antike bekannten Signaltechniken auf einfache Aussagen.

Der Buchdruck mit beweglichen Lettern gilt als eine der wichtigsten Erfindungen der

frühen Neuzeit und ist untrennbar mit dem Namen des Mainzer Druckers Johannes Gutenberg (1400-1468) verbunden. Die Kunst des Buchdrucks verbreitete sich von Mainz aus rasch und bildete die technische Voraussetzung für die Entstehung von gedruckten Nachrichten. Das Wort „Zeitung“ bedeutet ursprünglich so viel wie „Neuigkeit“, „Nachricht“. Zu „echten“ Zeitungen entwickelten sich die Druckwerke erst im frühen 17. Jahrhundert durch regelmäßiges, anfangs wöchentliches Erscheinen.

www.mfk-frankfurt.de/dauerausstellung-zeichen-Schrift-nachricht (26.02.2015)

M 11 Zur Geschichte der Blindenschrift

Valentin Haüy:

Gründer der ersten Blindenschule

Valentin Haüy, geboren 1745, machte eine klassische Ausbildung an der Sorbonne. Er interessierte sich vor allem für Sprachwissenschaften und lernte Latein, Russisch, Griechisch und Hebräisch. Nach Abschluss seines Studiums wurde er Lehrer in Paris. Hier formte sich sein Entschluss, mit Blinden zu arbeiten. Auslöser für diesen Wunsch war ein Erlebnis in Paris. Auf einem Straßenfest gab es eine neue Attraktion: Blinde des Qinzé-Vingts-Hospice, die mit Narrenkappen auf Musikinstrumenten spielten, die sie nicht kannten, und natürlich war das Ergebnis ein grauenhaft schlechtes Konzert. Haüy war entsetzt darüber, dass man die Blinden so zum Gespött der Leute machte.

Haüy wollte eine Schule speziell für Blinde einrichten. Sein großes Vorbild dafür war Abbé Charles-Michel de l'Épée, der 1760 eine Schule für Taubstumme gegründet hat-

te. So wie Abbé l'Épée einen Weg gefunden hatte, mit taubstummen Kindern zu kommunizieren, wollte Haüy eine Möglichkeit finden, Blinden das Lesen beizubringen. 1784 gründete er in Paris das Institut für junge Blinde. Zunächst hatte er nur zwölf Schüler, denen er nicht nur Lesen, Schreiben und den üblichen Schulstoff beibrachte, sondern auch Stricken, Spinnen, Buchbinden und sogar das Buchdrucken.

Haüy entwickelt 1786 auch eine Blindenschrift: Bei seiner Reliefschrift wurden mit einer eisernen Feder spiegelverkehrt Schriftzeichen in dickes Papier eingeritzt. Doch das Ertasten dieser Schriftzeichen stellte sich als kompliziert und zeitraubend heraus. Außerdem waren die Bücher durch die Reliefschrift sehr dick.

1791 wurde das Institut vom Staat übernommen. Mit dem Beginn der Revolution ging es aber mit der Blindenschule bergab. Der Unterricht wurde gekürzt und schließlich wurde Haüy 1802 von Napoleon Bonaparte als Direktor entlassen. Er versuchte sein Glück zuerst in Berlin und dann in St. Petersburg, kehrte aber ohne großen Erfolg 1821 nach Paris zurück. Nachdem er dort seinen Posten als Direktor wieder aufnehmen durfte, starb er ein Jahr später, im März 1822. Mit dem Pariser Blindeninstitut ging es bald wieder bergauf. Auch heute besuchen viele junge Blinde diese Schule und lernen so, ein (fast) normales Leben zu führen.

Die Geschichte des Louis Braille

Am 4. Juni 1809 wird Louis Braille in Coupvray bei Paris geboren. Er ist das vierte Kind des Sattlers Simon Rene Braille. Als er mit vier Jahren in der Werkstatt seines Vaters spielt, verletzt er sich mit einem Werkzeug schwer am Auge. Das Auge entzündet sich und die Infektion greift auch das unver-

letzte Auge an. Louis erblindet vollständig. Weil er aber ein aufgeweckter, intelligenter Junge ist, darf er die Dorfschule besuchen. Mit zehn Jahren bekommt Louis ein Stipendium für die erste Blindenschule der Welt, das Pariser Blindeninstitut.

Am Pariser Blindeninstitut lernt Braille die vom Artilleriehauptmann Charles Barbier entwickelte Nachtschrift kennen. Diese Schrift, die aus elf Punkten besteht, soll dazu dienen, dass Soldaten auch im Dunkeln Nachrichten übermitteln können. Braille vereinfacht und verbessert diese Schrift und stellt 1825 sein System der sechs erhabenen Punkte vor.

Braille arbeitet schon als er selbst noch Schüler ist als Hilfslehrer. 1828 wird Braille Lehrer am Blindeninstitut. Nebenbei erfindet er, da er selbst Orgel spielt, 1839 eine Notenschrift für Blinde. Seine Sechspunkte-Schrift kann sich jedoch lange nicht durchsetzen, vor allem, weil es eine eigenständige Schrift ist, die nur Blinde lesen können. Der neue Direktor des Blindeninstituts verbietet Brailles Schrift sogar, weil er der Auffassung ist, dass die Blinden sich durch eine Schrift, die den Sehenden unbekannt ist, isolieren würden. Als Braille mit 27 Jahren Werke eines englischen Dichters öffentlich in seiner Schrift abschreibt und vorliest, glauben die meisten, dass er die Texte einfach auswendig gelernt hat. Am 6. Januar 1852 stirbt Louis Braille an den Folgen einer Tuberkulose. Erst nach seinem Tod konnte sich seine Schrift auch international durchsetzen.

Eine Schrift für Blinde

Die Brailleschrift besteht aus sechs Punkten. Wenn man das Leerzeichen dazu zählt gibt es 64 Möglichkeiten, die Punkte anzuordnen. Normalerweise sind Braillezeichen zwischen sechs und sieben Millimetern

hoch und vier bis fünf Millimeter breit. Am Computer kommen oft noch zwei weitere Punkte hinzu, sodass man eine Acht-Punkte-Brailleschrift hat. Die Computerschrift hat 256 Kombinationsmöglichkeiten. Außerdem gibt es noch eine Mathematik-schrift, eine Chemieschrift, eine Musik-schrift und eine Schachschrift.

Jede Sprache hat ihre eigenen Bedeutungen für die verschiedenen Kombinationen. In der deutschen Sprache gibt es drei unterschiedliche Formen der Punkt-schrift. Diese unterscheiden sich aber nur in der Schreibweise der Wörter, Satzzeichen oder Zahlen sind immer gleich. Großschreibung gibt es in der Brailleschrift normalerweise nicht. Falls doch etwas groß geschrieben werden soll, steht vor dem Wort ein Hilfszeichen, das sagt: Achtung, dieses Wort ist groß geschrieben.

Die Basisschrift ist wie die Schrift der Sehenden, alle Buchstaben werden einzeln geschrieben. Sie wurde lange Zeit nicht verwendet, aber seit 1998 gibt es sie wieder. In der Vollschrift werden die Buchstabenkombinationen au, äu, ch, ei, eu, ie, sch und st zu jeweils einem Zeichen zusammengefasst. Die häufigste Punkt-schrift heute ist aber die Kurzschrift. Hier werden noch mehr Lautgruppen zusammengefasst. Zeichen können auch unterschiedliche Bedeutung bekommen, je nachdem wo sie im Wort stehen. Mit der Kurzschrift kann ein Blinder viel schneller Lesen und die Schrift nimmt viel weniger Platz weg. Groß verändern kann man die Punkt-schrift nicht, weil neue Leser dann gar keinen Zugang zu schon gedruckten Büchern hätten.

Blindsein in der modernen Welt

Auch heute ist die Brailleschrift für blinde Menschen das wichtigste Medium. Nach Angaben des Deutschen Blinden-

Sehbehindertenverbandes gab es im Jahr 2007 rund 145.000 Blinde in Deutschland. Damit sie sich überall problemlos zurechtfinden können, gibt es mittlerweile auch in den meisten öffentlichen Bereichen Punkt-schriftsymbole, zum Beispiel in Aufzügen, an Automatentastaturen, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf Arzneimittelpackungen.

Auch am Computer können Blinde heute arbeiten. Damit dies so einfach wie möglich wird, gibt es zum einen Sprachausgabeprogramme, die alles vorlesen, was auf dem Bildschirm angezeigt wird. Dabei tauchen aber Probleme auf: So bereiten die vielen Grafiken auf Internetseiten Schwierigkeiten, da die Programme nur Wörter erkennen können. Auch beherrscht die Sprachsoftware oft nur eine Sprache, sodass fremdsprachige Texte nicht gelesen werden.

Neben der Sprachsoftware gibt es aber noch eine Möglichkeit: Die Braillezeile. Die Braillezeile ist so etwas wie eine Tastatur für Blinde. Sie wird an den Computer angeschlossen und stellt die Zeichen auf dem Bildschirm in der Computer-Brailleschrift, also mit acht Punkten, dar. Braillezeilen können je nach Modell 20, 40 oder 80 Zeichen anzeigen. An den Zeichen befinden sich kleine Steuertasten, mit denen man den Bildausschnitt verschieben oder ein bestimmtes Wort anklicken kann. Braillezeilen sind meist genauer als Sprachprogramme, weil sie direkt wiedergeben, was auf dem Bildschirm steht, ohne dass eine Software erst interpretieren muss. Daher sind Braillezeilen oft sinnvoller, wenn man zum Beispiel die Rechtschreibung überprüfen will, denn ein Sprachprogramm müsste das Geschriebene Buchstabe für Buchstabe buchstabieren. In der Anschaffung sind solche Braillezeilen aber sehr teuer, weil nur ganz wenige hergestellt werden.

Eine Zeile mit 80 Zeichen kostet mehr als 10.000 Euro.

Maïke Krause: Zur Geschichte der Blindenschrift. www.planet-schule.de/wissenspool/meilensteine-der-naturwissenschaft-und-technik/inhalt/hintergrund/technik/louis-braille-und-die-blindenschrift.html (01.03.2015)

M 12 Shell Jugendstudie 2015

Für die Shell Jugendstudie 2015 wurden 2558 Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren in einer repräsentativ zusammengesetzten Stichprobe zu ihrer Lebenssituation, ihren Einstellungen und Orientierungen befragt. Im Bereich Freizeit wurden die Jugendlichen auch zu ihrer Mediennutzung, insbesondere der Internetnutzung, befragt. 99 Prozent der Jugendlichen sind heute online – 2002 waren es erst 66 Prozent.

Auszug aus den Ergebnissen:

- Die Vielfalt der Zugangskanäle (Smartphone, Laptop, Tablet etc.) ist abhängig von der sozialen Herkunft: Während fast die Hälfte (47 %) der Jugendlichen aus der „oberen Schicht“ über drei oder mehr Zugangsmöglichkeiten verfügt, sind es bei Jugendlichen aus der „unteren Schicht“ nur 17 Prozent.
- Die befragten Jugendlichen sind durchschnittlich mehr als 18 Stunden pro Woche online. 2010 waren es noch knapp 13 Stunden.
- 84 Prozent stimmen der Aussage, dass „große Konzerne wie Facebook oder Google mit den Daten der Nutzer viel Geld verdienen wollen“ voll und ganz oder abgeschwächt zu – 72 Prozent geben in selber Art und Weise an, mit ihren „persönlichen Daten“ im Internet „vorsichtig“ umzugehen.
- Das Vertrauen in Facebook bezüglich des Umgangs mit den eigenen Daten ist

gering ausgeprägt. Nur 13 Prozent der Jugendlichen geben an, Facebook in dieser Hinsicht zu vertrauen. Trotzdem nutzen 27 Prozent der Jugendlichen Facebook „sehr häufig“, weitere 30 Prozent „häufig“ und 26 Prozent geben an, Facebook „ab und an“ zu nutzen.

Die Studienautoren unterscheiden schließlich fünf Typen jugendlicher Internetnutzung

- Die „Info-Nutzer“ (25 %) nutzen das Internet pro Woche knapp 18 Stunden und nutzen die „Vielfalt der Informationen, die das Internet bereithält“ – sie sind häufiger weiblich (61 %), älter und besser gebildet.
- Bei den „Medienkonsumenten“ (24 %) dominiert die Unterhaltung. Sie nutzen das Internet knapp 20 Stunden pro Woche, sind eher männlich (56 %) und eher jünger (59 % dieser Gruppe sind noch Schüler).
- Die „digitalen Bewohner“ (20 %) nutzen das Internet umfassend zur Unterhaltung, zum interaktiven Austausch und für Informationen. Sie nutzen das Internet fast 25 Stunden pro Woche, sind eher älter und eher männlich (60 %).
- „Gelegenheitsnutzer“ (19 %) gehen allen drei Bereichen der Internetnutzung weniger häufig nach. Es handelt sich vor allem um jüngere Jugendliche mit etwas geringerem Bildungshintergrund – sie nutzen das Internet etwa 11 Stunden pro Woche.
- Die „interaktivorientierten Selbstdarsteller“ (12 %) sind eher männlich (56 %) und älter als der Durchschnitt. Sie nutzen vor allem die interaktiven Möglichkeiten des Social Web und sind etwa 16 Stunden pro Woche online.

www.eukidsonline.de/shell-jugendstudie-2015/ (12.01.2016)

Weitere Informationen: Website der Shell Jugendstudie 2015:

www.shell.de/aboutshell/our-commitment/shell-youth-study-2015/multimedia.html

M 13 BITKOM Studie: „Jung und vernetzt – Kinder und Jugendliche in der digitalen Gesellschaft“

Für die Studie wurden 982 Kinder und Jugendliche im Alter von 6 bis 18 Jahren in Deutschland befragt (repräsentative Zufallsauswahl; Erhebungszeitraum: 14. bis 23. März 2014). Sie deckt die Bereiche Unterhaltungs- und Kommunikationsmedien, Internetnutzung, Kommunikationsverhalten und Soziale Netzwerke sowie allgemeine Mediennutzung und Gaming ab und formuliert darüber hinaus Handlungsempfehlungen für Eltern.

Auszug aus den Ergebnissen:

Ab einem Alter von 10 Jahren sind fast alle (94 %) Kinder im Internet unterwegs – mit dem Alter steigt sowohl die Häufigkeit als auch die Dauer der Nutzung (durchschnittlich 22 Minuten pro Tag bei den 10- bis 11-Jährigen bis zu 115 Minuten bei den 16- bis 18-Jährigen). Während bei den 6- bis 7-Jährigen mehrheitlich der Laptop (64 %) als Zugangsgesetz genutzt wird, gewinnt das Smartphone bei den älteren Jugendlichen massiv an Bedeutung (89 Prozent der 16- bis 18-Jährigen gehen per Smartphone ins Internet). Ab einem Alter von etwa 8 Jahren wird die Nutzung von Online-Anwendungen deutlich vielfältiger. 75 Prozent schauen Videos und Filme online, 70 Prozent geben an, zumindest ab und zu Informationen für Schule und Ausbildung im Internet zu suchen, hören Musik im Internet (56 %), spielen Online-Spiele (55 %) und/oder suchen Informationen zu ihren Hobbys. Die Nut-

zung von Kurznachrichtendiensten (z. B. WhatsApp) und sozialen Netzwerken liegt insbesondere bei älteren Jugendlichen hoch im Kurs: 85 % der 16- bis 18-Jährigen nutzen soziale Netzwerke, 78 Prozent nennen Kurznachrichten als wichtigste Kommunikationsform.

Positive Erfahrungen mit dem Internet überwiegen, allerdings geben 35 Prozent an, bereits negative Erfahrungen im Internet gemacht zu haben. 14 Prozent der Jugendlichen sind schon einmal online gemobbt oder beleidigt worden und 10 Prozent geben an, dass im Internet Lügen über sie verbreitet wurden. 14 Prozent haben Sachen im Internet gesehen, die ihnen Angst gemacht haben. Die meisten Kinder und Jugendlichen vertrauen sich ihren Eltern (58 %) oder Freunden (50 %) an, wenn sie negative Erfahrungen im Internet gemacht haben. Knapp die Hälfte (48 %) der Eltern begrenzt die Dauer der Internetnutzung ihrer Kinder. Allerdings geschieht dies bei jüngeren Kindern und Jugendlichen deutlich häufiger (10- bis 11-Jährige: 76 %) als bei älteren (14- bis 15-Jährige: 33 %). 32 Prozent der Eltern sprechen regelmäßig mit ihren Kindern über im Internet gemachte Erfahrungen und 60 Prozent erklären, was im Internet erlaubt ist und was nicht. Jedes fünfte Elternhaus (21 %) setzt auf technische Kinderschutz-Lösungen.

www.eukidsonline.de/bitkom-studie-jung-und-vernetzt-kinder-und-jugendliche-in-der-digitalen-gesellschaft/#more-127 (11.01.2016)

M 14 „Social Web“ – das Internet wird zum Sozialraum

Aussagen:

- Bei den sozialen Netzwerken muss man dabei sein. Sonst bekommt man nicht mit, was die anderen so machen.

- Wenn ich mein Smartphone, Tablet oder Notebook verlieren würde, würde mir plötzlich mein halbes Leben fehlen.
- Es macht Spaß, im Internet Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.
- Es macht Spaß, im Internet zu „ liken“.
- Ich bin so oft im Internet, dass mir für andere Dinge wenig Zeit bleibt.
- Große Konzerne wie Facebook oder Google verdienen mit den Daten der Nutzer viel Geld.
- Ich gehe im Internet vorsichtig mit meinen persönlichen Daten um. Große Konzerne wie Facebook oder Google wollen das Internet beherrschen.

Nutzung

- Auf soziale Netzwerke zugreifen
- Nach Informationen suchen, die ich gerade brauche
- Teilnahme an Chats
- Einfach drauflos surfen
- Das Netz für Schule, Ausbildung oder Beruf nutzen
- Musik herunterladen und hören
- E-Mails versenden
- Spiele, Gamen
- Videos, Filme, Fernsehen im Internet ansehen
- Mich informieren, was in Politik und Gesellschaft passiert
- Blogs und Foren besuchen
- Fotos, Videos, oder Musik hochladen
- Internet-Banking oder Banking-App
- Produkte online einkaufen
- Meinen Blog schreiben
- Bewertung zu Produkten oder Dienstleistungen schreiben

17. Shell Jugendstudie. Shell Deutschland. Holding (HSRG.) Jugend 2015. Eine pragmatische Jugend im Aufbruch. Fischer Taschenbuch, Frankfurt a. M. 2015, S. 126, 127, 129, 140.

M 15a Arbeitsblatt:
nonverbale und paraverbale Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen

Arbeitsblatt
nonverbale und paraverbale Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen

Formen nonverbaler und paraverbaler Kommunikation	kulturelle Unterschiede
a) Lachen/Lächeln	
b) Blickkontakt	
c) Begrüßungsformen	
d) Körperkontakte (Proxemik)	
e) Berührungsverhalten (Haptik)	
f) Gebrauch der Stimme, des Stimmvolumens, der Stimmlage, der Intonation (paraverbale Codes)	
g) Gestik/Mimik	

M 15b Arbeitsblatt:
nonverbale und paraverbale Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen

Arbeitsblatt
nonverbale und paraverbale Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen
für LEHRER – Hinweis: Auswahl der Kommunikationsformen möglich

Formen nonverbaler und paraverbaler Kommunikation	kulturelle Unterschiede ⁸
a) Lachen/Lächeln	<ul style="list-style-type: none"> • westlicher Kulturkreis: Ausdruck von Freude etc. • asiatischer Kulturkreis: Ausdruck auch von Unbehagen; negative Gefühle werden hinter einem Lächeln verborgen
b) Blickkontakt	<ul style="list-style-type: none"> • westlicher Kulturkreis: meist positiv besetzt • asiatischer Kulturkreis: in der Regel als unhöflich aufgefasst
c) Begrüßungsformen	<ul style="list-style-type: none"> • hochgradig kulturabhängig, durch die Begrüßung wird die Beziehung der Interagierenden zueinander definiert, redefiniert oder bestärkt, siehe z. B. „Small Talk“ im angloamerikanischen Kulturraum • europäischen Kulturen: mehrheitlich kurze Begrüßungsrituale • arabischen Kulturraum: im Vergleich etwa zum deutschen Kulturraum deutlich umfangreicher • Unterschiede: vor allem hinsichtlich Länge sowie Komponenten, die unter Deutschen unüblich sind (z. B. religiöse Konnotationen, wiederholte Fragen nach dem Wohlbefinden)
d) Körperkontakte (Proxemik)	<ul style="list-style-type: none"> • Regeln, die das Berührungsverhalten in einem Kulturkreis regulieren, resultieren oft aus der jeweiligen Sexualmoral (restriktiv/permisiv) und der Stellung der Geschlechter (gleich/ungleich) • der Körperabstand in den eher kollektivistischen Gesellschaften Lateinamerikas, Afrikas, vorderer Orient, Indien, Pakistan ist signifikant geringer als in den stärker individualistischen Gesellschaften
e) Berührungsverhalten (Haptik)	<ul style="list-style-type: none"> • in Deutschland sind im öffentlichen Raum zwischen Mann/Frau mehr Berührungen erlaubt als in anderen Kulturkreisen (z. B. ist der Kopf in asiatischen Kulturen als Sitz des Geistes Tabuzone)
f) Gebrauch der Stimme, des Stimmvolumens, der Stimmlage, der Intonation (paraverbale Codes)	<ul style="list-style-type: none"> • Beispiel: ein Vergleich zwischen indischem Englisch (wie Urdu), wo die Stimme bei einer Frage leicht nach unten geht und britischem Englisch, wo die Stimme nach oben geht
g) Gestik/Mimik	<p>Nationalstereotype</p> <ul style="list-style-type: none"> • Südeuropäer (z. B. „der Italiener“): starker Einsatz von Gestik und Mimik. • Nordeuropäer: schwache Mimik und geringe Gestikulation

⁸ Anm.: Zur Veranschaulichung wird von relativ homogenen kulturellen Räumen ausgegangen. In medial vernetzten und globalisierten Gesellschaften entwickeln sich oft sogenannte Hybridkulturen, in denen sich kulturelle Eigenheiten und Besonderheiten vermischen.

M 16 Praktische Übung – Kommunikation weltweit und tagtäglich

Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften Klasse 10
Gymnasium Georgianum Hildburghausen

Praktische Übung – Kommunikation weltweit und tagtäglich

Name: _____ Vorname: _____

Kommunikation in unterschiedlicher Form oder Art, mit unterschiedlichen Inhalten ist aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Wir kommunizieren bewusst oder unbewusst auf verbale und nonverbale Weise.

1. Stelle in einem Mindmap den Zusammenhang von Kommunikation, Sprache und Schrift dar. **10 P**

2. Entwickle fünf Thesen zu ausgewählten Inhalten deines Mindmaps. **10 P**

3. Analysiere einen von dir gewählten Satz nach dem Kommunikationsmodell von Friedemann Schulz von Thun oder von Paul Watzlawick. **10 P**

Methodenkompetenz **10 P**

Umsetzung der Arbeitstechniken

Anlage Mindmap

Thesen in vollständigen Sätzen (Nummerierung nicht vergessen)

Analyse in vollständigen Sätzen

äußere Form

M 17 Beobachtungsbogen: Talkshow

Aufgabe für die Gruppenarbeit:

Beobachtet jeweils einen Kommunikationsaspekt bei allen Sprechern

Name	Gruppe 1 Redeanteile (Dominanz)	G 2 Ich-/Du- Botschaften	G 3 ausreden lassen (unterbre- chen)	G 4 Redebei- trag des Vorredners aufnehmen	G 5 nonverbale Kommunika- tion	G 6 paraverbale Signale
Sprecher 1						
Sprecher 2						
Sprecher 3						
Sprecher 4						
Sprecher 5						
Sprecher 6 (Moderator)						

M 18 Leistungskontrolle Kommunikation im Alltag

Aufgaben	
1. „Wir hören mit vier Ohren“ und „wir sprechen mit vier Mündern“. Erläutere diese Aussagen.	8 P
2. Entwickle eine grafische Darstellung zur interkulturellen Kommunikation.	8 P
3. Beschreibe an einem selbst gewählten Beispiel, wie Du-Botschaften Kommunikation verhindern können.	6 P
4. Analysiere die folgende Aussage mithilfe des Vier Ohren Modells von Friedemann Schulz von Thun. a) „Ihr seid willkommen!“ (positive Aussage nach Auswahl des Lehrers) b) „GEWALTFREI & VEREINT GEGEN GLAUBENSKRIEGE AUF DEUTSCHEM BODEN!“ (Bannerschriftzug während einer PEGIDA Demonstration montags in Dresden 2015) http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-die-thesen-im-faktencheck-a-1008098.html# (03.12.2015)	8 P
Methoden- und Selbstkompetenz Umsetzung der Arbeitstechniken Anlage der grafischen Darstellung, Erläuterung und Analyse in vollständigen Sätzen äußere Form	5 P

Erwartungshorizont

- Jede Nachricht kann auf vier verschiedenen Weisen verstanden werden:
 - mit dem „Sach-Ohr“, der Sachseite einer Nachricht
 - mit dem „Beziehungs-Ohr“, der Beziehungsseite
 - mit dem „Selbstoffenbahrungs-Ohr“, was sagt die Nachricht mir über dich
 - mit dem „Appell-Ohr“ oder: wozu will mich der Sprecher veranlassen
 Jede Nachricht enthält aber auch vier Botschaften:
 - „Sachinhalt“ oder: Worüber ich informiere
 - „Selbstoffenbarung“ oder: Was ich von mir selbst kundgebe
 - „Beziehung“ oder: Was ich von dir halte und wie wir zueinander stehen
 - „Appell“ oder: Wozu ich dich veranlassen möchte
- Siehe Modell: „Interkulturelle Kommunikation“
- Beispiel einer „Du-Botschaft“ (etwa: „Asylbetrüger“)
Kommunikationshindernisse können sein:
„Du-Botschaften“ bewerten den/die Anderen negativ („Betrüger“), sie übertragen dem Anderen die Verantwortung, in Konflikten verhindern sie Klärungen und sie geben dem anderen die Schuld am Konflikt, sie verbergen außerdem eigene Gefühle (Angst) und Haltungen (Unsicherheit)
- Analyse beider oder einer der beiden Aussagen möglich.
Literatur: Friedemann Schulz von Thun: Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Hamburg 1981

M 19 Rollenkarten für Pro-Kontra-Debatte

Pro-Kontra-Debatte: Sprachregelungen bei Migrationsthemen

Ein Kind entwickelt sich nicht zum Rassisten, weil es in *Pippi Langstrumpf* vom „Negerkönig“ liest. Ein Menschenbild wird nicht von Kinderbüchern geprägt, sondern von Eltern und Erziehern bzw. der Einstellung der Bezugspersonen.

Man sollte Wörter wie „Negerkönig“ und/oder „kleiner Neger“ aus Kinderbüchern streichen. Solche Begriffe sind rassistisch und verletzen die Würde des Menschen.

Was ist denn an dem Wort „Neger“ schlimm? Wir brauchen keine Sprachpolizei, die uns das Reden verbietet. Außerdem kann man gegen die Verwendung dieser Begriffe sowieso nichts machen. Dafür ist deren Gebrauch zu verbreitet. Man liest sie täglich in den sozialen Netzwerken und in Leserbriefen.

Man sollte Worte wie „kleine Hexe“ und „Negerkönig“ zwar nicht aus Kinderbüchern streichen. Gefährlich sind nicht die Wörter, sondern die Taten. Aber manche Tat wurde vorher durch Wörter angekündigt. Deshalb sollte man heute sensibel sein im Umgang damit und deren Gebrauch kritisch hinterfragen.

Materialien zum Modul Individualisierung als gesellschaftlicher Trend

M 20 Individualisierung in der Risikogesellschaft

Der Begriff der „Individualisierung“ wurde von dem Soziologen **Ulrich Beck** (Beck 1986) als eines der wichtigsten Stichworte gesellschaftlichen Wandels in die Diskussion eingebracht - er darf nicht verwechselt werden mit einem psychologischen Konzept von Individuierung im Sinne eines individuellen Entwicklungsprozesses.

Die **Individualisierung** umfasst drei Dimensionen:

- eine „Freisetzungsdimension“: die Herauslösung der Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge;
- eine „Entzauberungsdimension“: Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitenden Normen und
- eine „Kontroll- und Reintegrationsdimension“: eine neue Art der sozialen Einbindung durch Institutionen (Beck 1986, S. 206).

Individualisierung meint eine **Enttraditionalisierung**, einen Verlust von als selbstverständlich erlebten und gesicherten Lebensformen und Überzeugungen: Die Welt verliert an Eindeutigkeit und Klarheit. Traditionelle Institutionen wie z. B. berufliche Arbeit – was man gelernt hat, das wird

ein Leben lang auch ausgeübt – Familie und Geschlechtsrollenidentität – z. B. klare Rollenverteilung –, aber auch die Identität sozialer Klassen und Milieus werden brüchig und verlieren an Orientierungskraft. Das bedeutet nicht gleichzeitig, dass sich die Strukturen von sozialer Ungleichheit, von Eigentumsverhältnissen geändert haben; aber diese sozialen Ungleichheiten werden nicht mehr im großen Schicht- oder Klassenzusammenhang erlebt, sondern eher in persönliche Risiken umdefiniert [...]. Andererseits ist insgesamt auch die Gemeinsamkeit der Risiken gewachsen, das betrifft vor allem das ökologische Risiko, aber auch z. B. Arbeitslosigkeit, Isolationsprobleme usw. Die dynamische Armutsforschung geht von einer Verbreitung des Armutsrisikos in dieser Gesellschaft aus. Armut reicht als zeitweise erlebte Lage und als latentes Risiko in mittlere Schichten hinein [...]. Der Wechsel der Arbeitsverhältnisse erschwert es zudem, einen sinnvollen Zusammenhang des Lebens herzustellen; er führt zu Unsicherheit und Sinnkrisen. [...] An die Stelle der institutionellen Struktur der Standardlebensläufe **tritt Individualität als entscheidende, die Biographie steuernde Institution**. Lebensläufe werden mit der Individualisierung vielfältiger, gegensätzlicher, brüchiger, unsicherer und auch für katastrophale Einbrüche anfälliger. Sie werden aber auch bunter, Erfolg verheißender, umfassender, widersprüchlicher und

gleichzeitig abhängiger von Institutionen wie Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Systemen sozialer Sicherung, Massenmedien und moderner Medizin, die wiederum bestimmte, neue Formen von Normierungen des Lebens enthalten. [...] Notwendig ist eine Verstärkung von Fähigkeiten, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv zu gestalten (Keupp 1993). Mit der Ausweitung der Handlungs- und Entscheidungsspielräume ist ebenso die Notwendigkeit verbunden, die gesellschaftliche Integration selbst zu bewerkstelligen, was aber zu einer erheblichen Ausgrenzung führen kann, wenn dies nicht gelingt. D. h. auch die sozialen Netzwerke sind nicht mehr selbstverständlich, sondern müssen aktiver aufgebaut werden. Es entsteht so etwas wie eine „Bastelbiographie“ oder „Patchworkidentität“ (Bilden 1989, Keupp 1992, Beck/Beck-Gernsheim 1994): Aus dem Wechsel von Jobs, Zeiten von Arbeitslosigkeiten, Familienphasen (vor allem bei Frauen), Ehe und Scheidung usw. müssen die Individuen ein sinnvolles Selbstverständnis, einen Zusammenhang der zerrissenen Lebensläufe selbst entwickeln und herstellen. Dies geht über die schlichte Anpassung hinaus: Dazu ist die Fähigkeit notwendig, in diesen Veränderungen **gestaltend** zu leben. [...]

Die Zugangsvoraussetzungen zu einer selbstbestimmten individuellen Lebensgestaltung – und damit hat Sozialpädagogische Familienhilfe zu tun – **sind durchaus unterschiedlich verteilt**. Die klassischen Formen der sozialen Benachteiligung bestimmter sozialer Gruppen setzen sich fort: Mangelnde Qualifikation verschärft das Risiko von Armut und Arbeitslosigkeit, von Wohnungsnot, sozialer Ausgrenzung und Isolation, von familiären Konflikten, von Schwierigkeiten in der Bewältigung mit

Krisen und führt wieder zu Bildungs- und Ausbildungsabstinenz bei den Kindern/Jugendlichen. [...]

Neben materiellen Ressourcen sind für die kreative Selbstorganisation der eigenen Welt soziale und psychische Ressourcen notwendig sowie bestimmte soziale Kompetenzen (Keupp 1992), da sie nur im sozialen Rahmen, mit Unterstützung sozialer Netzwerke möglich ist.

Nach: www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/spfh/9-Theoretische-grundlagen/9-1/9-1-1-individualisierung-in-der-risikogesellschaft,did=61048,render=renderPrint.html (08.04.2016)

M 21 Wirtschaftslexikon: Individualisierung

Der Begriff der Individualisierung hat eine soziologische und eine ökonomische Dimension. Soziologisch wurde er bereits in den 80er Jahren von Ulrich Beck in die Debatte um den sozialen Wandel in der modernen Gesellschaft eingebracht. Beck versteht unter Individualisierung dreierlei:

- Die Herauslösung des Einzelnen aus seinen traditionellen Klassen- und Versorgungsbezügen der Familie, die Auflösung kollektiver Erfahrungen in und mit der Arbeitswelt (wachsende Freiheitsmomente) und die Herausbildung sehr unterschiedlicher Familienorganisationen (Trend zum Single-Dasein).
- Dieser Prozess wird begleitet von der Auflösung traditioneller Lebensformen, -normen und Handlungsorientierungen sowie von Sicherheiten.
- Zugleich erfolgt eine neue Bindung und Abhängigkeit des Einzelnen an und von Großsystemen wie den Arbeitsmarktssystemen, den Bildungs- und Beschäftigungssystemen.

Die Individualisierungsthematik hat zugleich auch die klassische Frage nach den sozialen Integrationsleistungen einer modernen Gesellschaft neu entstehen lassen. Die Individualisierungsthese ist indes zu relativieren: Es zeigt sich nämlich, dass neue solidarische Verhaltensmuster entstehen und von einer Entsolidarisierung in den Familien und in der Gesellschaft nicht gesprochen werden kann.

Erkennbar ist sicher, dass der Einzelne für seine Biografie mehr und mehr selbst verantwortlich ist. Individualisierung bedeutet mehr unterschiedliche Lebensentwürfe. Dieser Prozess hat verschiedene Ursachen: steigende Einkommen und damit steigende Handlungsoptionen, Wertewandel und Bildungsexpansion sowie den technischen Fortschritt und den damit verbundenen strukturellen Wandel in der Arbeitswelt (Individualisierung von Arbeitszeiten und Arbeitsformen, Entstandardisierung von Arbeitsverträgen, Entkopplung von Raum und Zeit).

Aus ökonomischer Sicht spricht man von Individualisierung als Markenzeichen und Wettbewerbsfaktor. Das maßgeschneiderte und individuelle Produkt und die individuelle Dienstleistung entsprechen der Ausdifferenzierung von Märkten und einer gestiegenen Kundenorientierung. Sie ermöglichen den Unterschied zum Konkurrenten und werden damit zu einem wichtigen Wettbewerbsvorteil. Mit Hilfe der modernen, interaktiven IuK-Techniken kann der Kunde bereits in den Planungsprozess seines Produktes direkt einbezogen werden.

Eine wichtige Bedeutung gewinnt die „Mass Customization“: Es kann ein relativ großer Absatzmarkt bei gleichzeitiger Berücksichtigung individueller Kundenbedürfnisse zu Kosten von Standardprodukten bedient

werden. Das bedeutet die Verknüpfung von Massenproduktion und Einzelfertigung entsprechend individueller Kundenpräferenzen. Daraus kann eine freiwillige Kundenbindung erwachsen, da das Wissen über den individuellen Kunden beim Produzenten zunimmt und individuelle Präferenzen vorweggenommen werden können.

www.wirtschaftundschule.de/lehrrservice/lexikon/i/individualisierung (15.08.2015)

M 22 Individualisierung der Lebensführung

Hinweis: Lehrerinformation

Die veränderten Lebenschancen der Individuen

Um die Individualisierung der Gesellschaftsmitglieder zu verstehen, die sich mit dem Übergang zum „Postfordismus“, aber auch schon zuvor und unabhängig davon seit den 1960er-Jahren vollzogen hat, ist ein Rückgriff auf Ralf Dahrendorfs (1979) Konzept der Lebenschancen hilfreich. Die Lebenschancen eines Individuums bestehen, ganz abstrakt betrachtet, aus Optionen auf der einen und Ligaturen auf der anderen Seite:

- Optionen ergeben sich aus Anrechten und Angeboten. Beispielsweise hilft das Demonstrationsrecht, demokratisch Einfluss auf die Regierung auszuüben; und das Warenangebot ermöglicht jemandem, sich z. B. ganz nach seinen individuellen Vorlieben zu kleiden – vorausgesetzt, er verfügt über genug Geld, um die von ihm bevorzugte Kleidung kaufen zu können. Angebote sind also oftmals von individuellen finanziellen Ressourcen abhängig.
- Genauso wichtig für die Lebenschancen einer Person sind die Ligaturen,

also die sinnstiftenden Bindungen an kulturelle Werte und soziale Gemeinschaften. Diese Bindungen können höchst vielgestaltig sein – von Freundschaften oder einem guten Betriebsklima bis hin zur Identifikation mit einem Pop-Idol oder der eigenen Nation.

Genauso wie totale Fremdbestimmtheit und Chancenlosigkeit, also die Reduktion von Optionen auf Null, einer Person das Leben zur Hölle machen kann, ist dies auch bei einer Reduktion der Ligaturen auf Null der Fall. Denn dann breitet sich im Leben einer Person Sinnleere aus. Je besser es hingegen sowohl um Optionen als auch um Ligaturen bestellt ist, umso größer sind die Lebenschancen.

Das Ideal der individuellen Autonomie

Der bereits in der Renaissance einsetzende moderne Individualismus betonte von Anfang an die Autonomie und Einzigartigkeit des Einzelnen – ursprünglich in Absetzung von der starken Eingebundenheit des mittelalterlichen Menschen in rigide lokale Gemeinschaften. Bis heute neigt der Kult des Individuums zu einer Überbetonung von Optionen auf Kosten der Ligaturen. Auf seinem Programm steht u. a. eine rigorose Enttraditionalisierung aller Lebenszusammenhänge, um der Person ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Traditionen sollen nicht mehr binden. Die Kehrseite dieser Optionserweiterung ist Ligaturenverlust. Der Schützenverein beispielsweise ist eben nicht bloß spießiger Konformitätsterror, sondern kann auch echtes Gemeinschaftserleben – genau wie in der Raver-Szene – bedeuten.

Die drei Voraussetzungen des Individualisierungsprozesses

Der Individualisierungsschub der letzten Jahrzehnte geht vor allem auf drei Entwicklungen zurück. Erstens hat eine bis in die 1980er-Jahre anhaltende Wohlstandssteigerung in fast allen Bevölkerungsgruppen zwar die sozialen Ungleichheiten nicht nivelliert, wohl aber einen „Fahrstuhl-Effekt“ (Beck 1986: 122) ausgelöst: Alle konnten sich kontinuierlich ein bisschen mehr leisten, z. B. Fernreisen oder den Zweitfernseher im Kinderzimmer. Zweitens hat die deutliche Verkürzung der Arbeitszeit den vollwertigen Gesellschaftsmitgliedern entsprechend mehr Freizeit beschert, in denen sie eigenen Interessen, vom Hobby bis zum politischen Engagement oder zur Weiterbildung, nachgehen können. Drittens schließlich hat das gestiegene Bildungsniveau, wie es sich vor allem im von Kohorte zu Kohorte höheren Abiturienten- und Studierendenanteil zeigt, zum einen dazu geführt, dass immer mehr Menschen bessere Chancen des sozialen Aufstiegs über eine berufliche Karriere bekommen haben. Zum anderen bedeutet höhere Bildung auch die Vermittlung kognitiver Kompetenzen und Anregungen, um profunder über sich selbst und das eigene Leben nachzudenken und auf dieser Grundlage selbstbestimmtere Lebensentscheidungen zu treffen, wie auch ein höheres Interesse daran. Mehr Zeit dafür hat man als jugendlicher und junger Erwachsener ebenfalls, wenn man mehrheitlich nicht schon mit vierzehn eine Lehre absolvieren oder als Ungelernter arbeiten gehen muss.

Individualisierungsgewinne Sozialer Aufstieg

Aus diesen Entwicklungen erwuchs eine zunehmende Individualisierung, die sich

mit ihrer positiven Seite an einer ganzen Reihe von Phänomenen festmachen lässt. Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass von den 1950er bis zu den 1980er-Jahren mehr Gesellschaftsmitglieder als zuvor – und danach – einen *sozialen Aufstieg* geschafft haben. Diese Aufsteiger, etwa vom Arbeiterkind zum Akademiker, sind schon deshalb individualisiert, weil sie mit dem sozialen Milieu, in dem sie sich dann bewegen, erst einmal nicht vertraut sind, und weil sie auch auf Dauer nicht alle habituellen Eigenarten ablegen werden, die sie ihrem Herkunftsmilieu verdanken – was bei den Liebesspeisen anfängt. Je mehr Aufsteiger ein Milieu verkraften muss, desto heterogener wird es daher, und desto weniger vermag es noch einen Konformitätsdruck auf einströmende Aufsteiger auszuüben. Sozialer Aufstieg führt so zwangsläufig zu einer Individualisierung in vordem traditionell in sich gefestigten Milieus.

Pluralisierung der Lebensstile

Aber auch darüber hinaus hat eine zunehmende *Diversifizierung von Lebensstilen* stattgefunden, was als Übergang in eine „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) bezeichnet worden ist [...]. Seit den 1960er-Jahren haben viele Menschen in den entwickelten Ländern des Westens eine ganz neuartige Lebenseinstellung kultiviert. Bis dahin ging es primär darum, zunächst vor allem materielle Grundbedürfnisse zu befriedigen und sodann, insbesondere über Bildungsanstrengungen angegangen, berufliche Leistung zu erbringen und Karriere zu machen. Seitdem hat sich das Lebenskonzept vieler in Richtung „schöner Erlebnisse“ verschoben, die neben kulturellen Aktivitäten im engeren Sinne viele weitere Lebensbereiche erfassen: vom Wohnen über Freizeitaktivitäten und Bildungsinteressen bis zum Umgang mit dem eigenen

Körper und zum Essen. Dabei bilden sich nach Lebensalter und Bildungsniveau vielfältig differenzierte Lebensstil-Szenen und -Milieus heraus, die relativ friedlich nebeneinander koexistieren. Anders als früher das Bildungsbürgertum, das fraglos beanspruchte, den unteren sozialen Schichten verbindliche kulturelle Standards vorgeben zu können, um sich dann mit vorprogrammiertem Grausen über den „schlechten Geschmack“ der „Proleten“ erheben zu können, kümmert sich nun etwa das grün-alternative Studienratsmilieu kaum noch darum, was die Schrebergärtner oder die Raver-Szene so treiben.

Die Notwendigkeit, zwischen verschiedenen Optionen zu entscheiden

Diese durch sozialen Aufstieg sowie Milieu- und Lebensstildiversifizierung erfolgte Freisetzung des Einzelnen aus engen Solens- und Wollens-Vorgaben seiner Lebensführung bedeutet: Jeder muss immer mehr Fragen *selbst entscheiden*, anstatt einfach das zu tun, was „man“ in seinem Milieu in entsprechenden Situationen so tut. Das reicht von vergleichsweise belanglosen Fragen wie der, wo man Urlaub macht, bis zu weittragenden Entscheidungen der Berufswahl oder der Gestaltung einer Lebenspartnerschaft. Etwas pathetisch heißt es über diese Stufe der Individualisierung: „Der Mensch wird (im radikalisierten Sinne Sartres) zur Wahl seiner Möglichkeiten, zum homo optionis. Leben, Tod, Geschlecht, Körperlichkeit, Identität, Religion, Ehe, Elternschaft, soziale Bindungen – alles wird sozusagen bis ins Kleingedruckte hinein entscheidbar, muss, einmal zu Optionen zerschellt, entschieden werden.“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 16/17)

Weil aber der Einzelne so viele zugemutete Entscheidungen gar nicht auf sich allein

gestellt zu bewältigen vermag, springt ihm die Wissensgesellschaft hilfreich zur Seite. Sie stellt ein unerschöpfliches Reservoir an Ratschlägen und Rezepten zur Verfügung, wie man sie tagtäglich in Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehprogrammen, aber auch in der Ratgeberliteratur sowie natürlich mittlerweile im Internet angeboten bekommt. Es gibt buchstäblich für jede noch so seltene und idiosynkratische Frage der Lebensführung Internetforen, wo sich Betroffene und – oft selbsternannte – Experten austauschen. Diese wissenschaftliche Rundum-Beratung der Person ist an die Stelle der früheren Traditionen getreten, wie beispielsweise ein Blick auf die Kindererziehung zeigt. In sozialen Milieus fest verankerte, fraglos geltende standardisierte Normen der richtigen Erziehung – etwa der Erziehung zur Sauberkeit – sind in den letzten Jahrzehnten einem stärker sachliche Gründe erwägenden und darin auch massiv wissenschaftlich beeinflussten Wissen über Kindererziehung gewichen. Welchem der vielen und oft konträren Ratschläge jemand freilich folgt, muss er letztlich immer noch selbst entscheiden.

Die Frauen als Hauptgewinnerinnen des Wandels

An keiner Bevölkerungsgruppe lässt sich der Individualisierungsschub so deutlich zeigen wie an den Frauen, die insofern erst einmal als die Hauptgewinnerinnen dieses Wandels einzustufen sind. Im Bildungserfolg haben sie die Männer mittlerweile übertroffen, im Berufsleben haben sie trotz nach wie vor bestehender Benachteiligungen große Fortschritte zu verzeichnen, und aus beidem erwachsend können sie inzwischen selbstbewusst in Partnerschaften gehen und eigene Bedürfnisse und Interessen etwa in der familialen Arbeitstei-

lung geltend machen. Dass heutzutage viel mehr Ehen geschieden werden als früher, ist – so paradox sich das zunächst anhört – ein Indikator dafür, wie sich die Lage der Frauen verbessert hat. Denn sie haben nun, anders als früher, aufgrund eigener beruflicher Qualifikationen und Berufstätigkeit Ausstiegsoptionen aus einer unbefriedigenden Partnerschaft.

Pluralisierung der Formen des Zusammenlebens

Generell ist die *Pluralisierung der Formen des Zusammenlebens* im Vergleich zur Ära des „Fordismus“, als die Kleinfamilie eines männlichen Alleinverdieners und einer den Haushalt führenden und die Kinder erziehenden Frau der Normalfall war, frappierend. Neben diesem weiterexistierenden Typ von Partnerschaft gibt es kinderlose Ehen, nicht-eheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder sowie Wohngemeinschaften – nicht mehr nur unter Studierenden. Weiterhin existiert eine erhebliche Teilgruppe von Menschen, die über eine längere Zeit und freiwillig als Singles – wiederum mit oder ohne Kinder – leben. Manche Beobachter sprechen diesbezüglich sogar von einer „Single-Gesellschaft“ (Hradil 1995). Schließlich ist bemerkenswert, wie häufig jemand von einer dieser Lebensformen in eine andere überwechselt, und zwar ohne eine feste Abfolge: Vom Single zur Ehe zur Wohngemeinschaft kann ebenso vorkommen wie von der Wohngemeinschaft zur nicht-ehelichen Partnerschaft mit Kind zum alleinerziehenden Vater [...].

Die Entstehung neuer sozialer Bewegungen

Ein weiteres Ergebnis des gesellschaftlichen Individualisierungsschubs waren die

sogenannten „neuen sozialen Bewegungen“, die nach der Studentenbewegung der späten 1960er-Jahre als ganz neuartige politische Akteure aufgekommen sind: die Frauen-, die Umwelt- und die Friedensbewegung. Nicht nur in den inhaltlichen Forderungen, auch in den Aktionsformen, die von der „außerparlamentarischen Opposition“ der Studenten übernommen wurden, fand die neugewonnene Individualität vor allem jüngerer Menschen aus der Mittelschicht ihren Ausdruck. Es ging um „postmaterialistische“ Werte (Inglehart 1977), um „Lebensqualität“ – ein damals aufgekommener Begriff – statt um bloßen „Lebensstandard“; und diese politischen Zielsetzungen leiteten sich aus Bildungserlebnissen und neuen Formen des Zusammenlebens ab. Die 1980 gegründete politische Partei „Die Grünen“ – die einzige erfolgreiche programmatische Neugründung in der Parteienlandschaft Nachkriegsdeutschlands – wurde zum parlamentarischen Ausdruck dieses Individualisierungsschubs, der sich freilich nachfolgend auch in den beiden großen Volksparteien Bahn brach.

Schattenseiten der Individualisierung

Soweit zum positiv verzeichneten Gewinn an Optionen! Dieser hat allerdings auch seine Schattenseiten, die im Laufe der Zeit immer deutlicher zum Vorschein gekommen sind.

Die Zunahme der Entscheidungszumutungen

Die eine davon ist als „*Multioptionsgesellschaft*“ (Gross 1994) porträtiert worden. Wie bereits angesprochen, explodieren die Entscheidungszumutungen, mit denen sich jeder tagtäglich konfrontiert sieht, aufgrund des Ligaturenverlusts. Alles könnte auch anders gemacht werden, und nicht

zuletzt die Massenmedien versorgen einen mit Alternativangeboten. Beratungsangebote können partiell abhelfen, bleiben aber hinterfragbar – und dann steht jeder letztendlich mit dem vagen, aber nachhaltig schlechten Gefühl da, er hätte es vielleicht doch besser machen können. Sichtbar wird das natürlich vor allem am eigenen Scheitern: der Ehe, der Kindererziehung oder der beruflichen Karriere. Doch selbst für diejenigen, bei dem es „gut läuft“, steht die Frage im Raum: Hätte es nicht noch besser laufen können – und müssen?! Und weil das nicht bloß bei einer einzelnen Entscheidung, sondern jedes Mal so ist, verdichtet es sich zu einem Lebensgefühl, das soweit gehen kann, dass jemand sich als kompletter Versager vorkommt.

Die weitreichende Selbstverantwortung

Die andere Schattenseite der Individualisierung besteht darin, dass der „homo optionis“ auch selbst dafür verantwortlich gemacht wird, was aus seinen Entscheidungen wird. Wer z. B. einen Beruf wählt, der ihn dann mit Mitte Vierzig arbeitslos werden lässt, kann nicht mehr so einfach sagen, er habe nur das getan, was sein Vater und Großvater ihm vorgelebt und geraten haben – es war kein Milieu-Schicksal, sondern seine höchstpersönliche Entscheidung! Niemandem sonst und schon gar nicht „der Gesellschaft“ kann die Schuld zugeschoben werden. Selbstverantwortung ist immer schwer – aber sie kann zu einer übermenschlichen Belastung werden, wenn es um unabsehbare Folgen einer Entscheidung geht oder einem die gesellschaftlichen Umstände keine Chance lassen. Wer konnte schon vor dreißig Jahren absehen, dass er einen Beruf erlernt, der heute keine Zukunft mehr hat – und wer kann etwas dafür, dass ihm eine schwere

Wirtschaftskrise den Arbeitsplatz nimmt? Solche lebensgeschichtlichen Risiken, die sich zu einem totalen Scheitern auswachsen können, gab es zwar immer. Dass der Einzelne sie nunmehr viel stärker als früher sich selbst zurechnen muss, ist seit den 1980er-Jahren virulent geworden, als viele Arbeitsplätze unsicherer wurden und zugleich die Löhne nicht mehr so stetig stiegen wie bisher. In den USA erschien 1991 der Roman „Generation X“ des Schriftstellers Douglas Copeland. Das zweite Kapitel ist überschrieben: „Unsere Eltern hatten mehr“, und im Anhang wird das Ergebnis einer Meinungsumfrage wiedergegeben, dass 65 % der damals 18- bis 29-jährigen Amerikaner „... der Ansicht sind, dass ´so, wie die Dinge liegen, es für Leute meiner Generation viel schwieriger sein wird, ebenso angenehm zu leben wie vorausgegangene Generationen´ ...“ Dieser Befund dürfte mit leichten Abstrichen auf Deutschland übertragbar sein und sich seitdem nicht sehr verbessert haben – eher im Gegenteil! Die Überzeugung vieler Generationen vorher, dass es den eigenen Kindern einmal besser gehen wird als einem selbst, ist auch hierzulande bei nicht wenigen Menschen einer tiefgreifenden Zukunftsverunsicherung gewichen.

Die zunehmende „Prekarität“

Bei einem solchen Lebensgefühl kann man nur versuchen, sich so lange wie möglich findig und lernbereit als „flexibler Mensch“ (Sennett 1998) durchzuschlagen und hinzunehmen, dass das eigene Leben keine lineare Aufwärtsbewegung mehr ist, sondern unter Umständen kreuz und quer dahin treibt. An Großorganisationen wie Gewerkschaften als kollektive Interessenvertreter, die für stabile Verhältnisse sorgen, glaubt man immer weniger; stattdessen verhält

sich der einzelne Arbeitnehmer als „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz 1998) in eigener Sache – propagandistisch konsequent zu Ende gedacht mit der Erfindung der „Ich AG“ als arbeitsmarktpolitischer Maßnahme. Dabei nimmt die Versuchung zu, mit Ellenbogenmentalität nach dem Motto „Jeder ist sich selbst der Nächste!“ zu agieren. Gerade die gesellschaftliche Mitte verspürt inzwischen eine zunehmende „Prekarität“ (Bourdieu 1998) ihrer Lage, obwohl es ihr alles in allem immer noch weit besser geht als den unteren Schichten. Das Wort vom „Prekariat“ kursiert bereits in der öffentlichen Debatte und bezieht sich auch auf gut ausgebildete Söhne und Töchter aus Mittelschichtfamilien, die sich nach ihrem Studium von einem Praktikum – siehe die journalistische Wortprägung der „Generation Praktikum“ – zum nächsten Projekt hangeln und heute nicht wissen, was morgen kommt [...].

Die neue Gruppe der „Überflüssigen“

Die Anzahl der Menschen, die irgendwann dieses Sich-Weiterhangeln nicht mehr hinkriegen, weil die Kräfte ausgehen, was sich etwa in chronischen Krankheiten und psychischen Beschwerden äußern kann, oder die einfach Pech haben, nimmt seit vielen Jahren zu. Schon Ende der 1970er-Jahre wurde Deutschland als „Zweidrittel-Gesellschaft“ etikettiert. Das verwies auf eine nicht länger bagatellisierbare Anzahl von Gesellschaftsmitgliedern, die – wie es gut zehn Jahre später hieß – Opfer gesellschaftlicher „Exklusion“ geworden waren. Zwar kennt man das „Lumpenproletariat“ schon seit Anbeginn der kapitalistischen Gesellschaft, das als „industrielle Reservearmee“ nur in wirtschaftlich guten Zeiten Beschäftigung findet und in schlechten Zeiten freigesetzt wird. Doch inzwischen

sehen einige Beobachter eine Zuspitzung derart, dass unter den heutigen Langzeitarbeitslosen eine wachsende Anzahl von Menschen sei, die man im radikalen Sinne als neue Gruppe der „Überflüssigen“ (Bude/Willisch 2006) einstufen müsse: Sie werden auch in besseren Zeiten nie mehr gebraucht werden, sondern sind nur noch gesellschaftliche Kostgänger. Träfe dies zu, läge hier ein äußerst brisantes gesellschaftliches Konfliktfeld vor; und die Brisanz spitzte sich nochmals zu, wenn sich erwiese, dass nicht nur diese Menschen selbst für den Rest ihres Lebens chancenlos sind, sondern auch ihre Kinder keine realistische Chance bekommen. Gerade für Deutschland hat sich ja im internationalen Vergleich gezeigt, wie schichtabhängig Bildungschancen, an denen spätere Arbeitsmarktchancen hängen, verteilt sind.

Zunehmende Ausländerfeindlichkeit

Eine Ausprägung solcher Konflikte kennt Deutschland bereits seit den 1990er-Jahren in erheblichem Maße: Ausländerfeindlichkeit, die sich immer wieder nicht nur verbal, sondern auch gewalttätig äußert. Wer auch immer die Rädelsführer sind: Die Gefolgschaft und die Sympathisanten setzen sich zu großen Teilen aus jenen zusammen, die wirtschaftlich abgehängt sind und gesellschaftlich nicht mehr mitkommen. Sie suchen Sündenböcke, die sie für die eigene Misere verantwortlich machen können. Dazu taugen bestimmte Gruppen von Ausländern – nicht der italienische Restaurantbesitzer oder der aus Kanada stammende Bankangestellte, sondern in Deutschland insbesondere Türken. Sie sind in der Öffentlichkeit an ihrem Äußeren zumeist gut erkennbar; sie haben einen fremdartigen, nicht christlich geprägten kulturellen Hintergrund, der noch dazu

spätestens seit „9/11“ über den radikalen Islamismus mit Terrorismus assoziiert wird; und sie nehmen Deutschen – so das simple Wahrnehmungsschema – Arbeitsplätze und/oder Sozialhilfe weg. Dass derartige Ausländerfeindlichkeit regional, bis auf Stadtteilebene heruntergebrochen, immer dort am meisten verbreitet ist, wo die Arbeitslosenquoten und vor allem der Anteil der Langzeitarbeitslosen am höchsten liegen, zeigt, dass vor allem wirtschaftlich verursachte Frustrationen pauschal zum angeblichen Kulturkonflikt umgedeutet werden.

Nicht wenige Gesellschaftsmitglieder – und nicht nur dezidierte Ausländerfeinde – sehen die Gefahr einer „Überfremdung“ der deutschen Kultur durch zu viele hier lebende Ausländer, wiederum vor allem mit Blick auf Türken. Der Bau von Moscheen oder der Gebetsruf des Muezzins sind in den letzten Jahren immer wieder Steine des Anstoßes geworden, ganz zu schweigen von der Beschneidung junger Mädchen oder der familialen Gewalt gegen Frauen. Spätestens letztere Phänomene lassen schnell befürchten, dass der von manchen Medienberichterstattungen dramatisierte weltweite „Kampf der Kulturen“ nun in Deutschland, gleich um die Ecke, angekommen sei, und dass man die „deutsche Kultur“ – was immer man genau darunter verstehen mag – entschieden verteidigen müsse, bevor es zu spät sei.

Schimank, Uwe: Sozialer Wandel. Wohin geht die Entwicklung? In: Hradil, Stephan (Hrsg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2012, S. 27-35.

M 23 trend + zukunft – Trends und Entwicklungslinien Individualisierung

Unter dem soziokulturellen Trend der Individualisierung versteht man die Hinwendung des Einzelnen zu sich selbst. Nicht mehr die Gemeinschaft prägt den Lebenslauf des Einzelnen sondern dieser selbst. Die eigenbestimmte Biografie ist das Ziel. Damit geht auch der Dominanzverlust der großen Institutionen wie Kirchen, Gewerkschaften, Parteien usw. einher. Deren Normen und Werte werden vom Einzelnen stärker hinterfragt und nicht mehr ungeprüft übernommen. Dies bestimmt auch das Verhältnis des Staates zum „Individualbürger“ und somit auch die Beziehung der Kommune zum „Individualbürger“. Die Kommunen und die sie tragenden Parteien müssen sich deshalb mehr denn je fragen: Was will der Bürger? Eine Frage, die sich jedes Unternehmen oder jeder Dienstleister stellen muss: Was will der Konsument? Mit der Individualisierung ist eine immer größere Aufteilung in kleinere Interessengruppen bzw. ein Rückgang großer homogener Interessengruppen und eine geringere Bindungsfähigkeit in verschiedene Richtungen verbunden. Was für das Zusammenleben vor Ort die Frage aufwirft:

Wie erzeugt man den notwendigen Kitt um den Zusammenhang der Gesellschaft zu sichern?

Hierzu ist ein grober Blick in die veränderten Lebensläufe notwendig. Lebensläufe bestehen nicht mehr aus konsequent aufeinander aufbauenden Lebensphasen, da der Einzelne seine Lebensplanung austestet, korrigiert und bestimmte Lebensphasen auch wiederholt. In diesem Zusammenhang spricht man von zyklischen Lebensläufen. Diese sind mit der Ausdifferenzierung der

Familientypen verbunden, bei denen der klassische Vier- bis Fünf-Personen-Haushalt nur noch eine Minderheit darstellt. Im Gesamtergebnis ist der eigenbestimmte Lebenslauf schwieriger, problemreicher und mit Krisen verbunden, was für das Verständnis des Bürgers aus Sicht der Kommune wichtig ist. Hier muss nach einem neuen Grundverständnis, das ansatzweise und punktuell mit dem Begriff der Lebenslagen verbunden ist, gesucht werden. Ergänzend müssen die Bedürfnisse verschiedenartiger Lebensläufe – von der Geburt bis zum Tod – aus Sicht des kommunalen Konzerns konkretisiert werden.

Was die Individualisierung konkret für den Bürger bedeutet, wird im Bürgerbild beschrieben.

[...]

Soziales

Die Individualisierung in der Gesellschaft geht mit dem Abbau von Solidarität in der Familie (Großfamilie) einher. Wenn die einzelnen Lebensentwürfe Vorfahrt haben, kommt es bei stark verlängerten Lebenserwartungen zu längeren Formen des Single-Daseins insbesondere bei Senioren, zu einem starken Anstieg Alleinerziehender und Problemen, die mit Trennung, Scheidung, Arbeitslosigkeit, Verschuldung und überforderten Eltern verbunden sind. Je weniger die Familien auffangen können, desto mehr muss die Gemeinschaft einspringen, um soziale Fehlentwicklungen zu vermeiden. Senioren, Pflegefälle, Behinderte sowie Kinder- und Jugendprobleme werden eher ansteigen, so dass der Bereich „Soziales und Gesundheit“ bei den Kommunen ansteigen dürfte, wenn es nicht gelingt, Menschen im Rahmen der Ausbildung zu bewegen, mit den allgemeinen Lebensrisiken besser umzugehen.

Sport und Freizeit

Besonders ausgeprägt schlägt sich die Individualisierung im veränderten Freizeit- und Sportverhalten nieder. Während früher wenige Sportarten wie Fußball, Turnen, Tennis, Schwimmen, Leichtathletik usw. einen großen Bevölkerungsteil erreichten, stellt sich heute die Lage anders dar. Der Einzelne ist weniger an eine der Hauptsportarten gebunden sondern probiert hier und dort etwas Neues im Rahmen einer Vielfalt von Sportarten aus. Das Individuum folgt also ganz seinen Neigungen. Besonders Kinder wechseln häufig und suchen etwas Neues. Sport wird immer weniger in organisierter Gemeinschaft, also vereinsgebunden, betrieben. Gewerbliche Sport- und Freizeitanbieter gehen auf die individuellen Wünsche besser ein als Vereine. Wer sich im gewerblichen Sportcenter betätigt, sucht nicht die Gemeinschaft sondern die selbst bestimmte Zeit der sportlichen Tätigkeit und den selbst bestimmten Umfang der Sportnutzung sowie persönlichen Service. Noch individueller und vereinsunabhängiger sind die neuen Sportarten wie Joggen, Radfahren, Mountainbiking, Nordic Walking usw. Hier bestimmt der Einzelne nach eigenem Gusto das Wann, Wo und Wie. [...]

Erziehung/Bildung

Der Individualisierungstrend erreicht auch Kindergärten, Schulen, Volkshochschulen und die Bildung im Allgemeinen. Kinder wachsen überwiegend als Einzelkinder auf und sind somit auf sich selbst ausgerichtet. Oft sind die sich umgebenden familiären Bedingungen brüchig, ein Elternteil fehlt usw. Somit fällt die Sozialisierung durch Geschwister aus und es fehlt oft die väterliche Vorbildfunktion. Wenn junge Menschen es verstehen, ihre eigenen Interessen zu erkennen und durchzusetzen, ist das nicht

negativ. Dies muss aber mit Verantwortung und Sinn für die Gemeinschaft einhergehen. Die Balance zwischen Egoismus und Verantwortung für die Gemeinschaft muss erlernt werden.

Die Fähigkeiten zur heute erwarteten eigenständigen Lebensplanung setzt eine in diesem Sinn entwickelte Individualisierung voraus. Wenn die Familien deutlich weniger Orientierung geben als früher, ist das Individuum gezwungen, dies und jenes im Leben auszuprobieren und Erfahrungen zu sammeln.

Es stellt sich folglich die Frage:

Was können oder sollten die Erziehungs- und Bildungssysteme im weiteren Sinne dazu beitragen, dass:

die Sozialisierung von (Einzel-)Kindern gelingt, die Fähigkeiten zur Lebensgestaltung beherrscht werden und eine die Familie ergänzende und unterstützende ganztägige Betreuung mit persönlichkeitsbindenden Elementen möglich ist?

Wird man noch konkreter, so stellen sich folgende Ergänzungsfragen:

Wie verdeutlicht man jungen Menschen, was Individualisierung und Eigenverantwortung bedeuten?

Wie ertüchtigt man junge Menschen in der Lebensgestaltung und der Krisenbewältigung?

Wie entwickelt man junge Menschen im Beziehungsmanagement?

Wie bindet man junge Menschen in die Gesellschaft ein und wie gewinnt man sie für ehrenamtliches bürgerliches Engagement?

www.trendundzukunft.com/einzeltrend-analysen/individualisierung (05.01.2015)

M 24 Leistungskontrolle Gesellschaftswissenschaften Klasse 10

Schuluniformen – dafür oder dagegen?	
Erschließe stichpunktartig Argumente für und gegen Schuluniformen anhand des Materials.	12 P
Stelle deine Position kurz dar und begründe diese.	10 P
Methoden- und Selbstkompetenz	5 P

Material Pro und Kontra: Schuluniformen August 2012	
Man kennt sie vorwiegend von Internaten oder aus US-amerikanischen oder englischen Schulen: Die Schuluniform. Über ihre Vor- und Nachteile gehen die Meinungen auseinander – so auch bei Alexander und Olivia.	
<p>Pro: Alexander Ich bin für Schuluniformen – besonders nach meinem Auslandsjahr in Amerika. Dort tragen die Schülerinnen und Schüler voller Stolz die T-Shirts ihrer Schulmannschaften, Clubs oder einfach ihrer Klassen. Dies trägt dazu bei, dass sie sich auch verstärkt mit ihrer Schule identifizieren und hat zudem den positiven Nebeneffekt, dass sich auch das Schulklima insgesamt verbessert. Studien belegen nicht nur, dass sich durch Schuluniformen die Konzentration unter den Schülern erhöht, sondern dass sie sich auch positiv auf ihr Verhältnis untereinander auswirkt. So ist die Kleidung oft ein Grund dafür, dass Schüler gemobbt werden, weil sie sich beispielsweise die neueste Markenkleidung nicht leisten können. Durch eine einheitliche Schulkleidung verliert die Kleidung in der Schule den Rang eines Statussymbols. Eine Untersuchung an einer kalifornischen Schule hat darüber hinaus gezeigt, dass nach der Einführung von Schulkleidung sogar die Gewalt der Schüler untereinander und Disziplinverstöße nachließen. Viele Schüler werden später im Berufsleben Uniformen tragen oder zumindest einen Dresscode einhalten müssen. Daran kann man sich ja bereits während der Schulzeit gewöhnen. Zumal Schuluniformen um einiges lässiger gestaltet werden können, als die meisten Berufskleidungen: Einfach ein T-Shirt mit dem Schullogo darauf und noch einem guten Slogan. Diese Form von Schulkleidung müsste auch Gegnern gefallen, die Schulrücke- und -kleider für Mädchen und Schulanzüge für Jungs als sexistisch ansehen. Wie die Schulkleidung aussehen soll, sollte den Schulen aber selbst überlassen bleiben. Am besten wäre es natürlich, wenn die Schüler selbst darüber abstimmen, welche Schulkleidung sie tragen wollen. Kritiker von Schuluniformen meinen, durch sie würde den Trägern die Möglichkeit genommen, ihren Charakter auszudrücken. Aber gelingt ihnen das wirklich nur über die Kleidung? Das fände ich ziemlich traurig. Zudem spielt sich das Leben ja auch nicht nur im Klassenraum oder auf dem Schulhof ab. Wer nachmittags die Schule hinter sich lässt, kann sich in seiner Freizeit kleiden wie er will. Genug Zeit also, seine Individualität nach außen zu tragen.</p>	<p>Kontra: Olivia Spätestens seit Joanne K. Rowlings Harry Potter Bücher verfilmt wurden, ist jedem klar: Schuluniformen können verdammt gut aussehen. Was in der Zauberwelt um Harry Potter elegant und fast schon elitär wirkt, lässt sich aber nicht ohne weiteres in die Realität übertragen. Im Grunde genommen sind Schuluniformen nichts anderes als eine Einheitskleidung. Sie sollen ein Gefühl des Zusammenhaltes vermitteln. „Wir bekennen uns zu unserer Schule.“ So weit so gut. Unter der Annahme, dass jede Schule ihre eigene Uniform gestaltet, ergibt sich aber folgendes Problem: Jeder Schüler ist durch seine Schuluniform auch schnell einer bestimmten Schule zuzuordnen: Die örtliche Hauptschule trägt dann beispielsweise blaue Hemden, die Gymnasiasten grüne. Es besteht die Gefahr, dass sich die unterschiedlichen Schulformen durch die Einheitskleidung weiter voneinander abgrenzen und sich so die gesellschaftliche Kluft zwischen den verschiedenen Schulformen vergrößert. Einheitskleidung soll neben dem Zusammengehörigkeitsgefühl zur jeweiligen Schule aber auch das Gleichheitsgefühl der Schüler stärken. Wenn jeder das Gleiche trägt, gibt es kein Mobbing mehr. Richtig? Falsch! Kuba ist eine sozialistische Republik. Die Vereinheitlichung der Menschen, das Gleichheitsgefühl, wird dort, im Heimatland meines Vaters, an allen Ecken und Enden gepredigt. Schuluniformen gibt es auch. Ebenso wie Mobbing. Denn wenn die Kleidung per se keinen Angriffspunkt mehr bietet, werden alternativ einfach die Schultaschen, die Schnürsenkel oder die Haarbänder bewertet. Oder schlimmer noch: die Haarfarbe, die Figur, das Gesicht. Ob Kinder aus mehr oder weniger wohlhabenden Verhältnissen stammen, ist auch mit Einheitskleidung noch sichtbar. Neben diesen beiden großen Kritikpunkten gibt es auch ganz banale Alltagsprobleme, die gegen die Einführung von Schuluniformen sprechen. Das fängt beim Waschen der Uniformen an. Eltern, die sich nur eine oder zwei Uniformen leisten können, müssen die Kleidung unter der Woche waschen und trocknen – Das ist zweifelsohne ein Mehraufwand. Wenn die Uniformen kaputt gehen, können sich nicht alle Eltern den Neukauf leisten. Und auch in diesem Punkt zeigt sich wieder, dass Schuluniformen keine Gleichheit schaffen.</p>

<http://www.schekker.de/content/pro-contra-schuluniformen> (22.11.2014)

M 25 Jugendweihe

Die Jugendweihe (auch *Jugendfeier*) ist eine festliche Initiation, die den Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter kennzeichnen soll. Sie findet meist im Alter von 14 Jahren statt.

Jugendweihen werden traditionell von freireligiösen Gemeinden, humanistischen Organisationen und von speziellen Jugendweihe-Vereinen durchgeführt. Die Veranstaltungen des Humanistischen Verbands Deutschland werden Jugendfeiern genannt. Zahlenmäßig größter Anbieter von Jugendweihen ist der Jugendweihe Deutschland e.V., der 1990 unter dem Namen „Interessenvereinigung Jugendweihe e.V.“ gegründet wurde und sich in mehrere Landesverbände gliedert. Noch um die Jahrtausendwende nahmen, je nach Region, bis zu 40 Prozent der Jugendlichen in Ostdeutschland an Jugendweihen teil. Im Jahr 2009 nahmen bundesweit rund 25.000 Jugendliche an Jugendweihen teil. Der Begriff Jugendfeier wurde seit der Wende verwendet, um sich von der Jugendweihe-Tradition der DDR abzusetzen. Zudem will man „Jugendliche nicht weihen, sondern ihnen den symbolischen Schritt ins Erwachsenenleben unvergesslich machen.“ Der Jugendfeier geht ein mehrmonatiges Vorbereitungsprogramm voraus. Es umfasst „vielfältige Angebote, die sich mit den unterschiedlichsten Facetten des Erwachsenwerdens befassen und Möglichkeiten bieten, Neues zu entdecken, andere Menschen zu treffen oder sich selbst besser kennenzulernen, Fähigkeiten zu entwickeln und Vertrautes kritisch zu hinterfragen“.

Ähnliche Anlässe in anderen Ländern

Feiern anlässlich des Übergangs von der Kindheit in die Welt der Erwachsenen gibt

es in vielen Kulturen und Traditionen auf der Welt. Entsprechende Feste für die Bedürfnisse nichtreligiöser Menschen nach Übergangsriten haben sich in christlich geprägten Gesellschaften häufig in Anlehnung an die christliche (evangelische) Konfirmation entwickelt, aber auch in der Tradition der Arbeiterbewegung im 19. und 20. Jahrhundert als Schulentlassungsfeier. Trotzdem sind nicht nur in Ländern wie Belgien und den Niederlanden, sondern auch im angelsächsischen Sprachraum vergleichbare Feiern von konfessionslosen Menschen weitgehend unbekannt.

Nord- und Westeuropa

In Norwegen, Schweden, Island und anderen nordeuropäischen Ländern gibt es vergleichbare Feiern. Humanistische Verbände in Norwegen und Schweden nennen die Feiern für die Jugendlichen „Humanistische Konfirmation“. In Norwegen nahmen 2012 knapp 10.000 Jugendliche, ca. 16 % der Altersgruppe der 14-jährigen, an den Feiern teil.

Österreich und Schweiz

In den meisten österreichischen und Schweizer Gemeinden ist es üblich, alle Jungbürger (d. h. alle, die gerade 18 Jahre alt geworden sind) zu einer säkularen Feier, der Jungbürgerfeier, einzuladen. Sinn und Zweck ist die Einführung der Jugendlichen in die politische Gemeinschaft. Dazu erhalten die Teilnehmenden im Vorfeld oder während der Feier zumeist die Bundesverfassung und ein Büchlein mit den wichtigsten Informationen zur politischen und kulturellen Lage im Kanton bzw. im Bundesland oder in der Stadt.

Geschichtliche Entwicklung in Deutschland

Freireligiöse Wurzeln

Der Begriff Jugendweihe, heute zunehmend als *Jugendfeier* bezeichnet, tauchte erstmals 1852 auf und geht auf einen Vorschlag von Eduard Baltzer zurück, der damit zum Ausdruck bringen wollte, dass sich die Abkehr von den Kirchen auch in der Terminologie niederschlagen sollte. Zunächst wurden noch Begriffe aus der christlichen Tradition (Konfirmation) für außerkirchliche Feiern benutzt oder ihr Ersatzcharakter betont. So nutzte am 9. April 1846 eine Breslauer Tageszeitung das Wort *Confirmationersatzfeier*. Die neue Form des Initiationsritus wurde von freireligiösen Gemeinden entwickelt. In Opposition zu den Kirchen organisierten sie einen kulturgeschichtlich fundierten Moralunterricht für ihre Kinder. Die abschließende Jugendweihe war vor allem eine Feier zur Schulentlassung, deshalb erhielt man sie im Alter von 14 Jahren. Seit den 1890er Jahren stand ihre Form weitgehend fest. Der Jugendlehrer hielt einen Vortrag über die freigeistige Weltanschauung, es wurden Erinnerungsblätter, ein Gelöbnis und ein Gedenkbuch überreicht. Gesänge und Rezitationen umrahmten die Feier. Die freireligiöse und freidenkerische Tradition wurde später auch von der Arbeiterbewegung übernommen. Der spätere Vorsitzende der KPD Ernst Thälmann nahm im Jahre 1900 an einer Jugendweihe teil, der spätere Staatsratsvorsitzende der DDR Walter Ulbricht im Jahre 1907.

Weimarer Republik

Die Weimarer Republik (1918–1933) war die „Blütezeit“ der Jugendweihen. Es etablierten sich vor allem die Jugendweihen der proletarischen Freidenkerbünde der

Arbeiterparteien SPD und KPD, bei den Gewerkschaften, bei den Anarchisten und Anarchosyndikalisten. Insgesamt blieb die Jugendweihe zu Zeiten der Weimarer Republik jedoch eine gesellschaftliche Randerscheinung. Über 95 % der Jugendlichen feierten nach wie vor das Fest der Konfirmation bzw. der Firmung.

Zeit des Nationalsozialismus

Nach der Machtübernahme durch die NSDAP wurden diese Parteien mit ihren Verbänden, aber auch die Freidenker-Bewegungen und viele freireligiöse Gemeinden verboten, somit auch die von diesen Gemeinschaften angebotenen Jugendweihen. Ein generelles Verbot der Jugendweihen gab es jedoch nicht, da nur ein Teil der freireligiösen Gemeinden verboten war. Die Nationalsozialisten entwickelten eigene Formen von Weihen und Feiern. So wurde die „Schulentlassungsfeier“ eingeführt sowie Aufnahmezeremonien in Hitlerjugend und BDM. Diese drei Elemente wurden dann 1940 in Opposition zu Konfirmation und Firmung zur „Nationalsozialistischen Jugendfeier“, der „Verpflichtung der Jugend“, zusammengefasst. Konfirmation und Firmung der Kirchen wurden nicht verboten. 1944 wurde vor dem Volksgerichtshof ein Verfahren gegen einen evangelischen Pfarrer geführt, dem die Geringschätzung der „Jugendweihe der NSDAP“ vorgeworfen wurde.

Jugendweihe nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen die freireligiösen Gemeinden und die Verbände der Freidenker die Tradition der Jugendweihe wieder auf. Die Entwicklung und Feiern verlief in den beiden deutschen Staaten jedoch unterschiedlich. Obwohl Gemeinden und Verbände, die in

der Zeit des Nationalsozialismus verboten waren, wieder tätig sein konnten – anfangs auch in der SBZ und der DDR –, konnten sie ihre alte Bedeutung und Größe überwiegend nicht mehr erreichen. Später bekam die Jugendweihe in der DDR eine staatspolitische Bedeutung.

Freidenker und Freireligiöse in der Bundesrepublik und West-Berlin begingen nach Kriegsende die Jugendweihen weiter und arbeiteten teilweise an einem anderen Inhalt und modernen Form. Die Jugendweihen blieben hier eine Art Aufnahmezeremonie in die freigeistigen Verbände. Als Jugendweihe-Spruch wurde in den 1960er Jahren z. B. dieser Reim Erich Mühsams verwendet (Deutscher Freidenker-Verband, Landesverband Berlin e. V.):

Weihespruch

Wollt ihr die Freiheit, so seid keine Knechte.
Wollt ihr das Gute, so schaffet das Rechte.
Wollt ihr die Ernte, so sichert die Saat.
Wollt ihr das Leben, so leistet die Tat.

Als Standard-Buchgeschenke von staatlicher Seite wurde den Teilnehmern der Jugendweihe überreicht:

1954 - 1974: Weltall Erde Mensch

1975 - 1982: Der Sozialismus, Deine Welt

1983 - 1989: Vom Sinn unseres Lebens sowie ergänzend

1960: Programm der jungen Generation für den Sieg des Sozialismus

1963: Das Buch der Freiheit – Stimmen der Völker und Nationen aus vier Jahrtausenden von Anna Siemsen und Julius Zerfaß

Politische Instrumentalisierung in der DDR

Im Februar 1950 hatte das Politbüro des Zentralkomitees der SED die Mitwirkung der Partei, der Gewerkschaften und der FDJ an Jugendweihen im Sinne der früheren Freidenkerverbände abgelehnt. Dennoch fanden Jugendweihen in der Freidenker-Tra-

dition statt, an denen auch viele Vertreter von Partei und Staat mitwirkten.

Dass die Jugendweihe danach zum staatssozialistischen Fest avancierte, war in Moskau beschlossen worden. Im Mai 1953 fasste das Politbüro der KPdSU einen Beschluss über „Maßnahmen zur Gesundung der politischen Lage in der DDR“, der auch eine sozialistische Alternative zur Konfirmation vorsah. Mit gewaltigem Druck wurde die Feier neben Konfirmation oder Firmung etabliert. Aber auch konfessionell gebundene Jugendliche sollten (parallel zur Konfirmation/Firmung) an den Jugendweihfeiern teilnehmen. Sie sollte eine Konkurrenz zur Konfirmation sein und war ein Instrument zur Erziehung der Jugend im Sinne der SED-Ideologie. Am 27. März 1955 fand die erste Jugendweihe in Ost-Berlin statt. Ab 1958 wurde die Jugendweihe durch die eingesetzten Maßnahmen der Regierung von Walter Ulbricht praktisch zur Zwangsveranstaltung. Tausende von Jugendlichen mussten schwere Benachteiligungen hinnehmen. Wer nicht an der Jugendweihe teilnahm, musste mit schlechteren Lehrstellen, versagter Zulassung zur Oberschule oder zum Studium und anderen Repressionen rechnen; auch auf die Eltern wurde Druck ausgeübt.

Ablauf der Jugendweihe

Vor der eigentlichen Jugendweihe besuchten die Jugendlichen, meist im Klassenverband, ein Jahr lang monatlich so genannte *Jugendstunden*, die meist aus Betriebsbesichtigungen, Vorträgen über Sexualität und Politik, Tanzstunden oder ähnlichen gesellschaftlichen Nachmittagen bestanden.

Zu dem Festakt, der meist in einem größeren Saal oder Theater des Ortes stattfand, waren die Angehörigen eingeladen.

Nach einigen offiziellen Reden und dem Gelöbnis, in dem sich die Jugendlichen zum sozialistischen Staat bekennen sollten, wurden ihnen dann meist von Jungen Pionieren Blumen überreicht. Außerdem erhielten sie eine Urkunde und ein Buch. Dies war bis 1974 der Sammelband *Weltall Erde Mensch*, der neben ideologischen Auslassungen vor allem Allgemeinwissen enthielt. Nach 1974 wurde dieses Buch von dem reinen Propagandawerk *Der Sozialismus, Deine Welt* abgelöst. Ab 1983 bis zur Wiedervereinigung Deutschlands verwendete man das Buch *Vom Sinn unseres Lebens*, herausgegeben vom Verlag Neues Leben Berlin.

Nach dem feierlichen Akt in der Öffentlichkeit verbrachten die Geehrten den Rest des Tages mit ihrer Familie oder gemeinsam mit den Familien der Klassenkameraden. Die Jugendlichen im Alter von 14 Jahren wurden nach der Feier mit „Sie“ angeredet.

Gelöbnis

Das Gelöbnis wurde vom *Zentralen Ausschuss für Jugendweihen* vorgegeben. Der Text des Gelöbnisses wurde mehrmals geändert (in den Jahren 1955, 1958, 1968 und 1985). Dabei wurde das Bekenntnis zum einheitlichen Deutschland ersetzt durch die Verpflichtung zum Einsatz für den „Arbeiter- und Bauernstaat“, für die Völkerefreundschaft mit der Sowjetunion und den sozialistischen Ländern, für die „entwickelte sozialistische Gesellschaft“ unter Führung der Partei und zum Kampf gegen die „imperialistische Bedrohung“.

Nach: <https://de.wikipedia.org/wiki/Jugendweihe>

M 26 Jugendweihe: Das öffentliche Gelöbnis (Fassung 1985)

LIEBE JUNGE FREUNDE!

Seid ihr bereit, als junge Bürger unserer Deutschen Demokratischen Republik mit uns gemeinsam, getreu der Verfassung, für die große und edle Sache des Sozialismus zu arbeiten und zu kämpfen und das revolutionäre Erbe des Volkes in Ehren zu halten, so antwortet:

JA, DAS GELOBEN WIR!

Seid ihr bereit, als treue Söhne und Töchter unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates nach hoher Bildung und Kultur zu streben, Meister eures Fachs zu werden, unentwegt zu lernen und all euer Wissen und Können für die Verwirklichung unserer großen humanistischen Ideale einzusetzen, so antwortet:

JA, DAS GELOBEN WIR!

Seid ihr bereit, als würdige Mitglieder der sozialistischen Gemeinschaft stets in kameradschaftlicher Zusammenarbeit, gegenseitiger Achtung und Hilfe zu handeln und euren Weg zum persönlichen Glück immer mit dem Kampf für das Glück des Volkes zu vereinen, so antwortet:

JA, DAS GELOBEN WIR!

Seid ihr bereit, als wahre Patrioten die feste Freundschaft mit der Sowjetunion weiter zu vertiefen, den Bruderbund mit den sozialistischen Ländern zu stärken, im Geiste des proletarischen Internationalismus zu kämpfen, den Frieden zu schützen und den Sozialismus gegen jeden imperialistischen Angriff zu verteidigen, so antwortet:

JA, DAS GELOBEN WIR!

Wir haben euer Gelöbnis vernommen. Ihr

habt euch ein hohes und edles Ziel gesetzt. Feierlich nehmen wir euch auf in die große Gemeinschaft des werktätigen Volkes, das unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer revolutionären Partei, einig im Willen und im Handeln, die entwickelte sozialistische Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik errichtet.

Wir übertragen euch eine hohe Verantwortung. Jederzeit werden wir euch mit Rat und Tat helfen, die sozialistische Zukunft schöpferisch zu gestalten.

<http://schulmuseumdresden.blogspot.eu/files/2014/09/das-oeffentliche-geloebnis-zur-jugendweihe.pdf> (30.03.2016)

M 27 Konfirmation und Firmung

Die Konfirmation (lat. Confirmatio = Bestätigung) ist die kirchliche Feier der Aufnahme junger Christen – meist im Alter von 14 Jahren – in die Gemeinde. Die Taufe ist die Voraussetzung für die Teilnahme an der Konfirmation, deren christlicher Inhalt eine Erneuerung des Taufbundes bedeutet. Die Jugendlichen werden in einem ca. zwei Jahre dauernden Unterricht, der mit der Konfirmandenprüfung endet, auf dieses wichtige Ereignis vorbereitet.

Diesen Unterricht erteilt der Pfarrer der Gemeinde. Die Konfirmation erfolgt im Rahmen eines Festgottesdienstes. Die Konfirmanden werden durch Auflegen der Hand einzeln eingesegnet, dabei spricht der Pfarrer ein Bibelwort für jeden persönlich, das die Konfirmanden selbst auswählen dürfen und das sie durch ihr weiteres Leben begleiten soll. In diesem Gottesdienst nehmen die jungen Leute zum ersten Mal an der Feier des Heiligen Abendmahls teil. Das eigene „Ja“ zum christlichen Glauben

ist der tiefere Sinn der Konfirmation. Damit wird an die Taufe des Konfirmanden angeknüpft, bei der Eltern und Paten stellvertretend für ihr Kind ihren christlichen Glauben bekannt haben. Jetzt bei der Konfirmation sprechen die Konfirmanden das Apostolische Glaubensbekenntnis, um ihren Glauben öffentlich zu bekräftigen. Die Konfirmation ist ein festliches Ereignis für die die ganze Familie, dazu werden auch Verwandte, Paten und Freunde eingeladen, und natürlich gibt es auch Blumen und Geschenke für die Konfirmandin bzw. den Konfirmanden.

In der DDR wurde die evangelische Konfirmation von staatlicher Seite stark bekämpft. Es gelang dort, die Bedeutung der Konfirmationsfeier weitgehend durch die **Jugendweihe** zu verdrängen. Verzeichnete die Anzahl der Konfirmationen im Bereich der neuen Bundesländer nach dem Ende der DDR und der Wiedervereinigung zunächst eine deutliche Zunahme, so gewann die Jugendweihe nach kurzer Zeit wieder an Bedeutung, nicht zuletzt weil die beiden großen christlichen Konfessionen nur eine untergeordnete Rolle spielen und die Mehrheit der Bevölkerung konfessionslos ist.

Wortlaut des Apostolischen Glaubensbekenntnisses:

Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten,

aufgefahren in den Himmel, er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.

Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Auferstehung der Toten und das ewige Leben.
Amen

In der **katholischen Kirche** findet für getaufte Kinder im Alter zwischen 12-16 Jahren die **Firmung** statt, die in der Regel von einem Bischof vollzogen wird. Während die Taufe das erste und grundlegende Sakrament ist, in dem das Leben im Heiligen Geist geschenkt wird, bedeutet die Firmung die Vollendung der Taufe. Damit wird die Gotteskindschaft des Getauften besiegelt. Bei der Firmung streckt der Bischof zunächst die Hände über alle Teilnehmer aus und ruft den Heiligen Geist auf sie herab. Dann legt er jedem einzeln die Hand auf und zeichnet ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, dabei spricht er: „Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist.“ Zugleich salbt er die Stirn des Kindes in Erinnerung an die Worte Jesu, der gesagt hat: „Der Geist Gottes, des Herrn, ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt, er hat mich gesandt, um den Armen die Heilsbotschaft zu bringen.“ Es folgen ein abschließendes Gebet und der Segen, und daran schließt sich die Feier der Eucharistie an. In manchen Regionen ist es üblich, dass sich der Firmling den Namen eines/einer Heiligen aussucht, den er als „Firmnamen“ annimmt. Auch in katholischen Familien findet im Anschluss an den Festgottesdienst eine Familienfeier statt. In einigen Gegenden Deutschlands und in Österreich erhalten die Neugefirmten auch Geld- oder andere Geschenke

(etwa früher in Bayern traditionell die erste Armbanduhr).

www.derweg.org/feste/kultur/konfirmation.html (02.12.2014)

M 28 Initiationsritus

Ein Initiationsritus ist ein festgelegter Ablauf von Handlungen, in dem der Übergang eines Individuums vom Kind bzw. Jugendlichen zum Erwachsenen, die Aufnahme von jemandem in eine Gruppe oder auch die Einweihung in ein Geheimnis begangen wird, die „Initiation“. Eine Initiation bezeichnet also die Einführung eines Außenstehenden (Anwärters) in eine soziale Gemeinschaft oder seinen Aufstieg in einen anderen Seinszustand wie eben vom Kind zum Erwachsenen, vom Novizen zum Mönch bzw. zur Nonne oder vom Laien zum Schamanen bzw. zur Schamanin. Der Hauptfall der Initiation ist die Pubertäts- und Stammesinitiation der Stammesgesellschaften und die daraus hervorgegangene Initiation der antiken Mysterienkulte. Der Schritt ins Erwachsenenleben ist für einen Äthiopier z. B. ein Sprung über eine Reihe von Rindern. Ein Zentralafrikaner muss sich auf einen Baum wagen, um an Honig für seinen Stamm zu kommen. Initiationsriten entstammen im Wesentlichen der archaischen Vergangenheit der Menschheit. Dass es solche Riten in allen Kulturen gibt, sagt nichts über deren Notwendigkeit, doch kann man vermuten, dass Menschen solche Riten benötigen, damit sie einerseits nicht mehr oder weniger lange Zeit in für sie ungewissen Zwischenwelten leben. Besonders wichtig scheinen diese Riten bei allem zu sein, was mit Sexualität zu tun hat.

<http://lexikon.stangl.eu/2569/initiationsritus/> (02.12.2014)

M 29 Nomadismus

Nomadismus ist heute noch ein weltweites Phänomen, auch wenn in vielen Ländern Versuche unternommen wurden, die Nomaden sesshaft zu machen und sie am Überschreiten von Staatsgrenzen zu hindern. Vielfach verschlechtern sich auch die Lebensgrundlagen der Nomaden: Weidegebiete verringern sich durch Naturkatastrophen, intensivere landwirtschaftliche Nutzung oder die Auswirkungen moderner Technik; der Absatzmarkt für die traditionellen Produkte fehlt, da andere Handelsformen sich durchsetzen. Seit einigen Jahren wird in Gebieten wie beispielsweise dem der ehemaligen Sowjetunion und den umgebenden Staaten jedoch beobachtet, dass das Nomadentum wieder zunimmt.

Nomadismus (von griechisch: nomos = Weideplatz) ist eine Jahrtausende alte Lebens- und Wirtschaftsweise, die vor allem auf Wanderviehwirtschaft beruht. Nomaden leben ganzjährig in mobilen Behausungen und legen bei ihren traditionell festgelegten Wanderungen zwischen den Weidegebieten manchmal über 1000 Kilometer zurück. Nomadismus ist hauptsächlich im Altweltlichen Trockengürtel verbreitet (Ausdehnung der Region in nord-südlicher Richtung: Kasachstan/Mongolei bis Pakistan, im Westen bis zur Türkei; Arabische Halbinsel; Nordafrika und Zentralafrika bis Kenia als südlichstem Staat). Notwendige Lebensmittel, die die Nomaden nicht selbst durch Viehhaltung produzieren, erwerben sie von Bauern. Im Gegensatz zu früheren Auffassungen haben Ethnologen inzwischen herausgefunden, dass der Nomadismus keine primitive Vorstufe des sesshaften Bauerntums, sondern eine eigene Entwicklung darstellt. Oft

wird das Nomadentum auch als Gegensatz zur Sesshaftigkeit dargestellt. Erst in neuerer Zeit widmen sich Wissenschaftler der Wechselwirkung von nomadischem und sesshaftem Leben, anstatt den Nomadismus als isoliertes Phänomen zu betrachten (z. B. der Sonderforschungsbereich „Differenz und Integration“ an der Universität Halle-Wittenberg, www.nomadsed.de). Beobachtet wurde bereits, dass sich gerade in Ballungsräumen neue Formen nomadisierender Lebensweisen herausbilden. Nomaden gibt es auf allen Kontinenten der Erde und so unterschiedlich wie ihre äußeren Lebensbedingungen sind, hat sich ihre jeweilige Kultur entwickelt. Nomaden leben oft in Gebieten mit extremen klimatischen Bedingungen, denen sie sich optimal angepasst haben, in denen andere Menschen jedoch keine Überlebenschance hätten. So ertragen die Tuareg in der Sahara und die Buschleute in der Kalahari Temperaturen bis zu 50 Grad, die Inuit und die Mongolen dagegen müssen extreme Kälte überstehen. Gemeinsam ist allen Nomaden-Stämmen das Umherziehen mit der gesamten Großfamilie, das Leben in mobilen Behausungen sowie die enge Verbundenheit mit ihren Tieren und der Natur.

Problem Desertifikation

Vielfach werden Nomaden für die Desertifikation von Wüstenrandzonen verantwortlich gemacht, in denen sie mit ihren Viehherden umherziehen. Werden, beispielsweise in Dürrezeiten, die traditionell genutzten Flächen überweidet, kann sich die Vegetation nicht mehr erholen. Normalerweise erstrecken sich die nomadischen Weidegebiete über einen sehr großen Raum, so dass es nicht zur Verwüstung kommen kann. Manche Stämme haben auch „Reservegebiete“, die erst bei Dürre

aufgesucht werden. Vielfach wurden den Nomaden ihre traditionellen Weidegebiete jedoch genommen oder die Gebiete stark eingeschränkt.

Im Sahel und in Ostafrika wurden große Flächen verwüstet, weil sesshafte Bauern ihr Vieh im Umkreis der Dörfer weiden lassen und sich dort mit Brennholz versorgen. Wird die Vegetation auf diese Art zerstört, setzt die Desertifikation ein.

Manche Wissenschaftler stufen den Nomadismus als besonders umweltfreundlich ein, da nicht nur die Weidegebiete großflächig verteilt sind, sondern auch die verschiedenen Tiere der Herden ein ganz unterschiedliches Weideverhalten haben. Das Forscherteam an der Universität Halle-Wittenberg sieht aufgrund zunehmender Verknappung des Wassers in der mobilen Weidewirtschaft sogar eine Form der Viehhaltung, die in Zukunft wieder wichtig werden kann.

Nomadismus-Verklärung

Das Interesse am Nomadismus ist im Westen in den vergangenen Jahren stark gewachsen. Besonders Stämme wie die Tuareg, die zu den bekanntesten Nomaden gehören, bieten immer wieder Stoff für Filme und Dutzende von Büchern, auch im Kinder- und Jugendbuchbereich. Schon die häufig genutzte Bezeichnung „Herren der Wüste“ verrät die Faszination, die das Leben dieser Menschen ausübt. Selbst die Tourismusindustrie hat die nomadische Kultur inzwischen für sich entdeckt: Kameltrekking in der Sahara, Mongolen als Touristenführer, „homestays“ im Jurtenzelt bei den Kirgisen. Die Idealisierung des nomadischen Lebens ist nicht neu. Schon früher genossen Lebensweise und Traditionen der Nomaden ein hohes Ansehen – zwar nicht bei den Staaten, die versuchten, die

Nomadens sesshaft zu machen, aber oft bei der Bevölkerung, die mit den Nomaden regelmäßigen Kontakt hatte.

<https://www.planet-schule.de/wissenspool/nomaden/inhalt/wissen/hintergrund.html/11.03.2016>

M 30 Nomaden des Nordens: die Sami

Die Samen, die sich selbst als Volk der Sami bezeichnen, sind die Ureinwohner im nördlichen Skandinavien und auf der russischen Kolahalbinsel. Vieles im traditionellen Leben der Sami hat sich verändert. Zogen sie früher als Nomaden durch die karge Landschaft, so sind sie heute meist sesshaft und benutzen moderne Techniken. Auch wenn sie ihr Leben an die modernen Zeiten angepasst haben, sind sie ihrer jahrtausendealten Kultur und Geschichte immer noch eng verbunden. Die Sami sind das ursprüngliche Volk des Nordens. Ihr Name kommt vom samischen „sapmi“: Ein Wort, das sowohl das traditionell von Samen bewohnte Gebiet als auch die ethnische Gruppe bezeichnet. Schon vor über 10.000 Jahren bewohnten die Vorfahren der Sami die eisigen Regionen in Nordeuropa. Heute leben noch knapp 70.000 der Ureinwohner in Norwegen, Schweden, Finnland und Russland.

Neben Ackerbau und Fischfang lebten viele Sami jahrhundertlang von den Rentieren. Anfangs jagten sie die Tiere, begannen aber schon im frühen 16. Jahrhundert mit der Herdenbildung und Rentierzucht. Mit ihren großen Herden zogen sie zwischen den jahreszeitlich wechselnden Weidegebieten hin und her.

Bei den Grenzziehungen der skandinavischen Staaten wurde auf diese Weidegebiete immer weniger Rücksicht genommen.

Der Lebensraum der Sami schränkte sich zunehmend ein. Trotzdem waren noch bis vor wenigen Jahrzehnten viele Rentierzüchtende Sami als Nomaden mit ihren Herden unterwegs. Inzwischen haben sich die meisten der Sami ihren Lebensstil der Moderne angepasst. Weniger als zehn Prozent sind noch Rentierzüchter, Tendenz fallend.

Konflikte mit den Nationalstaaten

Immer wieder ist bei den Sami von den Indianern Nordeuropas die Rede. Das trifft zumindest in ihrer Einstellung zum Landbesitz zu. Sie beanspruchen große Flächen ihrer angestammten Siedlungsgebiete als Gemeinschaftsbesitz an Weideland für ihre riesigen Rentierherden. Rein rechtlich jedoch gehört den modernen Nationalstaaten das Land, auf dem sie ihre Rentiere züchten. Dies führt immer wieder zu Missstimmungen und Konflikten, besonders dort, wo die Staaten Nordeuropas mit Infrastrukturprojekten und der Nutzung von Bodenschätzen in den Lebensraum der Sami eingreifen.

Vor dem Hintergrund massiver Wirtschaftsinteressen wie etwa dem schwedischen Eisenerzbergbau, der finnischen Holzindustrie oder der Wasserkraft-Energiegewinnung wurden den Sami sehr spät und oft zögerlich kulturelle Autonomie und rechtliche Sicherheit bei der Landnutzung eingeräumt. Schweden führte 1971 ein neues Rentierzuchtgesetz ein, mit dem jene Sami, die Rentierzucht betreiben, besondere Rechte bei der Nutzung von Boden und Wasser erhalten.

Nachdem die Interessen der Sami jahrhundertlang von den nordeuropäischen Staaten missachtet wurden, tritt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine zögerliche Verbesserung ein. Schleppend wird der samischen Bevölkerung immer mehr Autono-

mie zugestanden sowie ein Gewohnheitsrecht bei der Nutzung ihrer Weideflächen. In allen drei skandinavischen Staaten gibt es mittlerweile offizielle samische Interessensvertretungen, die häufig auch in den nationalen und regionalen Parlamenten sitzen.

Kulturelle Eigenheiten

Auch wenn Sami für Touristenfotos mit Rentier und Tracht vor ihrem Zelt, der sogenannten Kote, posieren, so entspricht dieses Ambiente nicht ihrem Alltag. Trotzdem hat sich das Volk der Sami eine große kulturelle Eigenständigkeit erhalten.

Berühmt ist die samische Musik mit ihrem charakteristischen Gesang, dem „Joik“. Früher war der Joik-Gesang Teil des samischen Schamanentums und wurde als Heilgesang und aus spirituellen Gründen gesungen. Heute hat dieser eigenwillige Gesang Einzug in die Weltmusik gefunden. Die bekannteste Interpretin, die Sängerin Marie Boine, ist weit über die Grenzen Europas hinaus bekannt.

Die samische Kultur ist aber trotz der Besinnung auf ihre Traditionen nicht rückwärtsgewandt. Im Gegenteil, die Samen entwickeln sogar neue Bräuche und Feste. Das samische Rentierrennen ist eine Erfindung der modernen Zeit und verbindet die jahrhundertealte Verbundenheit zum Rentier mit dem Skilaufen. Im Winter, und der reicht in Nordeuropa bis Anfang Mai, finden in allen von Samen bewohnten Regionen Rentierrennen statt.

Die samische Sprache

Die Hälfte aller Sami spricht neben der jeweiligen Landessprache zusätzlich eine eigene Sprache, das Samisch. Die samische Sprache ist eng verwandt mit Finnisch, Estnisch und Ungarisch und wird in den

samischen Siedlungsgebieten von vielen Menschen auch heute noch gesprochen. Obwohl in Norwegen lebenden Sami bis in die 1970er Jahre der Gebrauch der eigenen Sprache an Schulen und in öffentlichen Einrichtungen untersagt wurde, ist das Samische auch dort nicht ausgestorben.

Weites mystisches Land

Es gibt zahlreiche Dialekte des Samischen, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Gemeinsam ist allen Dialekten jedoch der große Wortreichtum für die umgebende Natur. Traditionell ist Samisch eine gesprochene Sprache mit reicher Erzähltradition. Eine samische Schriftsprache ist erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden. Das erste literarische Werk in samischer Sprache war 1910 eine Erzählung von Johan Turi zur Geschichte der Sami.

http://www.planet-wissen.de/kultur/nordeuropa/natur_in_skandinavien/pwienomadendesnordensdie-sami100.html (11.03.2016)

M 31 Thema Nomaden im Unterricht

Als Einstieg in das Thema Nomaden bietet sich ein kurzes Brainstorming in der Klasse an, um die Fakten über nomadisches Leben zu sammeln, die aus Nachrichten, Filmen und Literatur schon bekannt sind. Was die Schüler sich unter Nomaden vorstellen, was sie mit dem Begriff assoziieren, kann ein aufschlussreiches Meinungsbild ergeben. Das Ergebnis des Brainstormings wird als Mindmap oder Tafelbild gesichert. Mit Hilfe der Filme können die gesammelten Informationen dann überprüft, ergänzt und möglicherweise korrigiert werden.

Fragen für das Brainstorming können sein:

Was sind eigentlich Nomaden?

Fallen euch Namen von Stämmen ein?
Wo habt ihr schon einmal etwas über Nomaden gehört/gelesen?

Was verbindet ihr noch alles mit dem Begriff Nomaden?

Eine weitere Möglichkeit ist das Sammeln von Überbegriffen (z. B. Wüste, Armut, etc.). Diese Begriffe können nach Kategorien wie Wirtschaft und Soziales sortiert werden. In der Klasse werden „Chefredaktionen“ gebildet, die die Themen mit Hilfe von Internet, Filmen und Literatur inhaltlich aufbereiten. Die Ergebnisse werden in eine Power Point Präsentation umgesetzt und in der Klasse vorgetragen.

<https://www.planet-schule.de/wissenspool/nomaden/inhalt/unterricht.html> (11.03.2016)

M 32 Was sind Soft Skills?

Definition von Soft Skills

Soft Skills sind alle Kompetenzen, die neben der reinen Fachkompetenz den beruflichen und privaten Erfolg bestimmen. Dazu zählen vor allen Dingen soziale Kompetenz, kommunikative Kompetenz und methodische Kompetenz.

Dazu kommen Aspekte wie interkulturelle Kompetenz, emotionale Kompetenz oder personale Kompetenz. Diese Kompetenzfelder sind nur unscharf voneinander zu trennen; die einzelnen Kompetenzen haben große Schnittmengen und viele Abhängigkeiten.

Soft Skills beziehen sich vor allen Dingen auf Fähigkeiten und Fertigkeiten im Bereich der Kommunikation, Ausstrahlung und Arbeitstechniken.

Soft Skills lassen sich insofern als Schlüsselqualifikationen bezeichnen, als sie im Gegensatz zu spezifischen Fachkenntnis-

sen Meta-Fähigkeiten darstellen. Das Beherrschen von Präsentationstechniken, Verhandlungstechniken, Moderationstechniken und Schlagfertigkeitstechniken bieten zum Beispiel über die Zeit hinweg in unterschiedlichen Arbeitskontexten nachhaltige Vorteile. Wer einmal das professionelle Präsentieren gelernt hat, kann das in verschiedenen Berufen und Jobs anwenden. [...]

Warum sind Soft Skills so wichtig? – Bedeutung von Soft Skills

Soft Skills, auch „weiche Fähigkeiten und Fertigkeiten“ genannt, sind in allen Bereichen und Berufen bedeutsam, in denen viel kommuniziert wird. Das betrifft vor allen Dingen die Bereiche der Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, die immaterielle Güter erstellen und verkaufen. Kreative Kopfarbeit, effektives und effizientes Arbeiten im Team, kundenorientiertes Beraten und Verkaufen – all das sind typische Anwendungsbereiche, in denen Soft Skills eine essentielle Rolle spielen.

Die Transformation von der Produktionsgesellschaft zur Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft erhöht den Anteil der Kopfarbeiter immer mehr. Dazu kommen im Rahmen der Globalisierung Anforderungen an interkulturelle Kompetenz und Denken in größeren Rahmen und Systemen (Stichwort: Systemisches Denken).

Der kleine Unterschied: „Wie“

Sicher wissen auch Sie aus eigener Erfahrung, dass es nicht nur darauf ankommt, dass etwas gemacht und gesagt wird. Die Qualität des Ergebnisses und die Qualität der Erfahrung hängt oft viel mehr davon ab, wie etwas getan und wie etwas gesagt wird. Jede Kunden- und Service-Situation ist ein lebendes Beispiel dafür.

Soziale Kompetenz: Empathie, Konfliktkompetenz, Kritikkompetenz, intra- und interkulturelle Kompetenz, Menschenkenntnis, Motivierungsvermögen, Networking-Kompetenz, nonverbale Sensibilität, Teamfähigkeit.

Kommunikative Kompetenz: Empathie, Konfliktkompetenz, Moderationskompetenz, Networking-Kompetenz, Präsentationskompetenz, Rhetorik, Schlagfertigkeit, Überzeugungsvermögen, Verhandlungsgeschick.

Personale Kompetenz: Empathie, intra- und interkulturelle Kompetenz, konstruktive Lebenseinstellung, Lese- und Lernkompetenz, Menschenkenntnis, Moderationskompetenz, Schlagfertigkeit, Selbstbewusstsein.

Führungskompetenz: Delegationskompetenz, Entscheidungsstärke, Konfliktkompetenz, Kritikkompetenz, Motivierungsvermögen, Präsentationskompetenz, systemisches Denken, Überzeugungsvermögen, Zeitmanagement Kompetenz.

Umsetzungskompetenz: Entscheidungsstärke, Initiative und Ausdauer, Kreativität, Lese- und Lernkompetenz, Moderationskompetenz, Präsentationskompetenz, Selbstvermarktungsfähigkeit, Verhandlungsgeschick, Zeitmanagement Kompetenz.

Mentale Kompetenz: Menschenkenntnis, konstruktive Lebenseinstellung, Lese- und Lernkompetenz, nonverbale Sensibilität, Stressbewältigungs-Vermögen, Kreativität, Motivierungsvermögen, systemisches Denken, Entscheidungsstärke.

<http://www.soft-skills.com/karriere/softskills/definition.php> (06.01.2014)

Methodenblätter

Handout und Thesenpapier

Handout (*engl.: (to) hand out* – aushändigen) ist ein Informationsmaterial, das an die Teilnehmer einer Versammlung oder eines Seminars verteilt wird.

These (*altgriech. thésis* – aufgestellter Satz, Behauptung) ist eine Aussage, die das Wesentliche aus einem Komplex von Aussagen verdeutlichen soll.

Handout/Thesenpapier

- enthält wesentliche Inhalte, Kernaussagen eines Vortrags/Präsentation
- darf den Inhalt des Vortrags nicht wiederholen
- sollte vor der Veranstaltung verteilt werden, damit die Zuhörer eigene Notizen auf dem Papier festhalten können
- ein Thesenpapier als Diskussionsgrundlage sollte bereits eine Woche vor der Veranstaltung an die Teilnehmer verteilt werden, damit die Teilnehmer sich auf die Diskussion vorbereiten können

Handout/Thesenpapier enthält

- Angaben zur Veranstaltung, Thema, Verfasser, Datum, Ort
- Gliederung des Referats
- die wichtigsten Details und Thesen in Stichworten, die den argumentativen Aufbau des Vortrags/Präsentation deutlich machen
 - Frage/Problemstellung
 - evtl. Definitionen
 - Fazit
 - möglichst Ausblick
- Auflistung der verwendeten Quellen
- Anhang, z. B. Zeittafeln, Schaubilder, Statistiken, Tabellen

Handout

- ist der „rote Faden“ für einen Vortrag oder eine Präsentation
- enthält alle wichtigen Aussagen und zentralen Fragestellungen
- sollte übersichtlich und nicht länger als ein bis zwei Seiten sein

Thesenpapier

- enthält zugespitzt formulierte Thesen als Grundlage einer Diskussionen
- wird in ganzen, übersichtlichen Sätzen verfasst, die die Argumentationskette und jeweiligen Problempunkte verdeutlichen
- sollte nicht länger als ein bis zwei Seiten sein

weitere Hinweise zum Thesenpapier

- vor der Erarbeitung des Thesenpapiers ist eine gründliche Materialrecherche notwendig
- Überschrift formulieren
- Einführungsthese in das Thema
- Hauptthesen
- Abschlussthese zur Beurteilung/Zusammenfassung
- Thesen durchgängig nummerieren

Quellenangaben

Jedes Thesenpapier oder Handout verfügt über ein Verzeichnis der verwendeten Literatur.

– Zitate aus Büchern:

Name des Verfassers, Vorname: Titel des Buches. Untertitel. Band (ggf.). Verlag, Erscheinungsort Erscheinungsjahr, Seite x (ggf. „f.“ bzw. „ff.“).

– Zitate aus Sammlungen:

Name des Verfassers, Vorname: Titel des Artikels. In: Name des Herausgebers, Vorname: Titel der Sammlung. Band (ggf.), Erscheinungsort Erscheinungsjahr, Seite.

– Zitate aus Zeitschriften/Zeitungen:

Name des Verfassers, Vorname: Titel des Artikels. In: Name der Zeitschrift/Zeitung. Heftnummer und (Jahrgang) ODER Erscheinungsdatum, Seite.

– Zitate aus dem Internet:

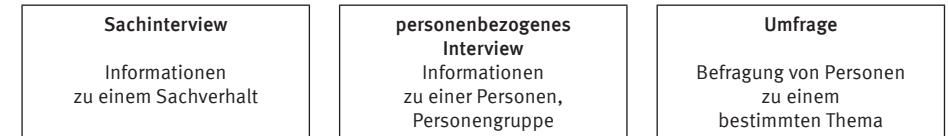
Name des Verfassers, Vorname: Titel des Artikels. www – Anschrift (Datum)

Nach: <http://www.wissen.de/handouts-und-thesenpa-piere-erstellen> (08.12.2015)
<https://www.mtholyoke.edu/courses/dvanhand/germ214/unterricht/Thesenpapier.pdf> (08.12.2015)

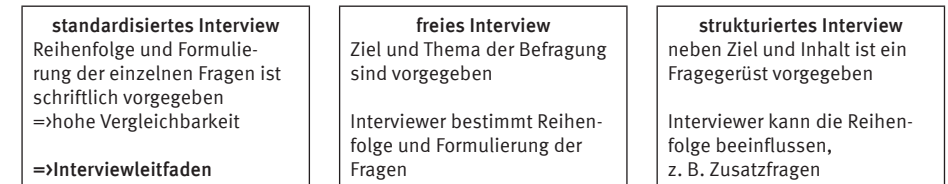
Interview/Umfrage

Interview: Befragung von Personen, Personengruppen zu persönlichen Informationen oder zu bestimmten Sachverhalten

Interviewformen



Interviewformen – nach Vorgaben



Interviewformen



Interviewfragen

Fragetechnik

- möglichst kurz und präzise, Impulsform oder Fragesatz möglich
- soll den Gesprächspartner zur Antwort anregen (Responsivität)

Fragearten

- **geschlossene Fragen:** Antwortmöglichkeiten sind vorgegeben (z. B. ja/nein/weiß nicht)
- **offene Fragen:** ermöglichen ein breites Spektrum an Antworten
- **Tendenzfragen:** Formulierung legt eine erwünschte Antwort nahe (sind suggestiv)
- **Vergewisserungsfragen:** sollen Behauptungen oder Tatsachen bestätigen

- **Ergänzungsfrage:** detaillierte Antwort zu einem Sachverhalte
- **Alternativfrage:** Entscheidung für eine Alternative
- **Rückfrage:** Verständnis der Antwort

Vgl. www.teachsam.de/deutsch/d_schreibf/schr_beruf/jourtex/jou_interview/jou_interv_1.htm
Interviewtechnik – Fragetechnik (16.03.2016)
www.wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/interview.html (16.03.2016)

Interview/Umfrage	
Vorteile quantitativer Interviews	Nachteile quantitativer Interviews
<ul style="list-style-type: none"> – exakte und quantifizierbare Ergebnisse – statistische Zusammenhänge – repräsentative Ergebnisse – geringerer Zeitaufwand – größere Objektivität und Vergleichbarkeit 	<ul style="list-style-type: none"> – Fragen sind vorher festgelegt – Personen nicht individuell befragbar – Ermittlung von Gründen für die jeweilige Antwort nicht möglich (spekulativ) – Veränderung der Situation oder Befindlichkeit der Person können nicht erfragt werden

Im Mittelpunkt dieser Methode steht die Befragung einer möglichst großen **Zufallsstichprobe** unter Verwendung eines standardisierten **Fragebogens**, um die Aussagen aller Befragten später vergleichen zu können. Häufig wird mit Hilfe dieser Methode eine Hypothese (Vermutung) anhand der ermittelten Daten überprüft. Bei der Erstellung geeigneter Fragebögen ist zu

beachten, dass Kenntnisse zu relevanten Inhalten und Beurteilungskriterien vorhanden sind. Die Vorgabe von Ja/Nein-Antworten ist dabei nicht hilfreich. Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt i. d. R. in Form von **Diagrammen**.

Vgl. Deparade, Elke: Methodenlernen in der gymnasialen Oberstufe. Prozess-Produkt-Präsentation. Buchners Verlag Bamberg 2013. S. 24ff.

Interview – Bewertung Beispiel Gymnasium Georgianum Hildburghausen															
Kriterien	Punkte														
Begrüßung, Anrede Verortung: Radio, Fernsehen, Zeitung	2														
Inhalte abhängig vom behandelten Unterrichtsstoff (vgl. Lehr- und Lernplan Gymnasium Georgianum Hildburghausen) <ul style="list-style-type: none"> – social web – Sozialraum – Shell-Jugendstudie, BITKOM-Studie – Nutzung Internet – Chancen und Gefahren 	17														
Abschluss, Danksagung	1														
unterschiedliche Fragetechnik, Rhetorik	10														
<table border="1"> <thead> <tr> <th>Note</th> <th>Punkte</th> </tr> </thead> <tbody> <tr><td>1</td><td>29 - 30</td></tr> <tr><td>2</td><td>24 - 28</td></tr> <tr><td>3</td><td>20 - 23</td></tr> <tr><td>4</td><td>15 - 19</td></tr> <tr><td>5</td><td>14 - 9</td></tr> <tr><td>6</td><td>ab 8</td></tr> </tbody> </table>	Note	Punkte	1	29 - 30	2	24 - 28	3	20 - 23	4	15 - 19	5	14 - 9	6	ab 8	
Note	Punkte														
1	29 - 30														
2	24 - 28														
3	20 - 23														
4	15 - 19														
5	14 - 9														
6	ab 8														

Strukturmodell

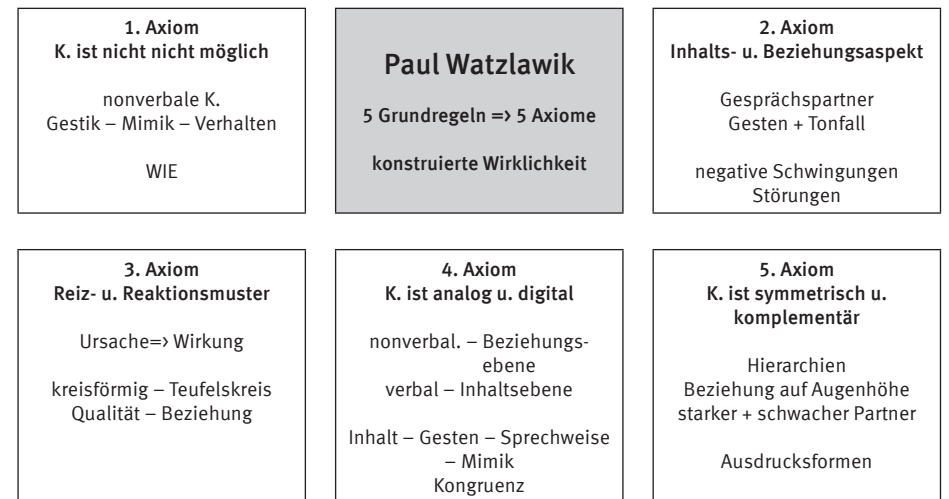
Strukturmodell

- ermöglicht eine vereinfachte Darstellung komplexer, kausaler Zusammenhänge
- einzelne Elemente werden in Beziehung gesetzt
- durch Zusammenfassen oder Vernachlässigen unwesentlicher Elemente kann die Darstellung auf das Wesentliche reduziert werden

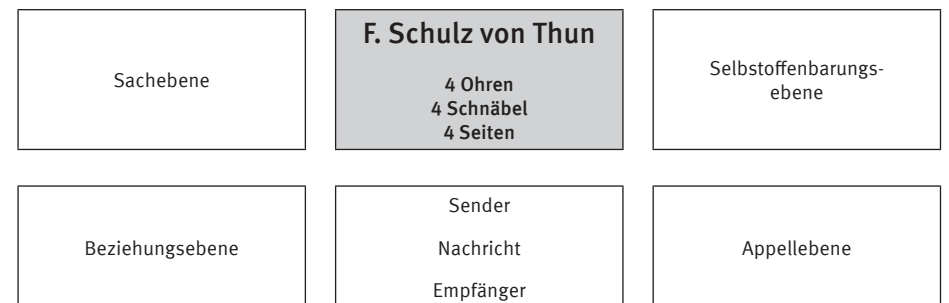
Schritte:

- Thema benennen
- je nach Umfang sechs bzw. neun gleich große Felder zeichnen
- ein Strukturmodell ist lesbar von der Mitte aus, von den unteren und von den oberen Feldern

Kommunikationsmodell von Paul Watzlawick



Kommunikationsmodell Friedemann Schulz von Thun



Steckbrief – Bewertung

Steckbrief:

- charakterisiert in knapper und übersichtlicher Form die wichtigsten Daten und Eigenschaften einer Person oder eines Sachverhaltes
- Blatt mindestens im A4-Format

Beispiel Gymnasium Georgianum Hildburghausen Bewertungskriterien Steckbrief	Punkte
<i>Sachkompetenz</i>	
Überschrift	1
Name	2
Bild (rechts oben)	2
Lebensdaten	2
Wohnorte/Wirkungsorte Berufe/Tätigkeiten	4
Charaktereigenschaften	5
soziale Herkunft	2
Familie (der Person)	4
historischer Hintergrund	4
besondere Leistungen/Verdienste	5
<i>Methodenkompetenz</i>	
Reihenfolge einhalten	2
Stichpunkte	2
Quellenangabe	2
unliniertes Blatt/Anordnung	2
<i>Selbstkompetenz</i>	
Reflexion: Erfassen und Übernahme wichtiger Zusammenhänge, Daten	2
sprachliche Korrektheit	1
Form	1
<i>Sozialkompetenz</i>	
bei Partner- oder Gruppenarbeit	2

Note	Punkte
1	45 – 43
2	42 – 36
3	35 – 29
4	28 – 23
5	22 – 16
6	ab 15

Hinweis:

- Die Bewertungskriterien für den Steckbrief wurden aus der Lehr- und Lernplanung Individualisierung als gesellschaftlicher Trend (Variante 1) abgeleitet (vgl. Arbeitsauftrag zur Gruppen- und Partnerarbeit S. 32).
- In die Bewertung kann auch die Präsentation einbezogen werden.

Beispiel Gymnasium Georgianum Hildburghausen Bewertungskriterien Wandzeitung	Punkte
Überschrift	2
gründliche Auseinandersetzung mit der Aufgabe	4
originelle Lösungen	4
sinnvolle Ausnutzung des freien Platzes	2
Sauberkeit/Genauigkeit (Ausschneiden, Kleben, Linien, Lineal, farbliche Gestaltung)	4
Erfassens der Proportionen (Bildgröße, Schriftgröße)	3
<i>Methodenkompetenz</i>	
Quellenangabe	3
Umsetzung der Aufgabenstellung – Anwendung der Methode Wandzeitung Erfassen der Form – Anlage eine Wandzeitung (vgl. Methodenblatt Lernplakat im Thillm-Heft Reihe Materialien 188)	4
<i>Selbstkompetenz</i>	
Reflexion	2
Selbsterkenntnis	2
<i>Sozialkompetenz</i>	
bei Partner- oder Gruppenarbeit	1

Beispiel Gymnasium Georgianum Hildburghausen Bewertungskriterien Collage	Punkte
Kreativität, Idee, Spannung	3
gründliche Auseinandersetzung mit der Aufgabe	4
originelle Lösungen	4
sinnvolle Ausnutzung des freien Platzes	2
Sauberkeit/Genauigkeit (Ausschneiden, Kleben, keine Freistellen)	4
Erfassens der Proportionen (Bildgröße, Schriftgröße)	3
<i>Methodenkompetenz</i>	
Quellenangabe	3
Umsetzung der Aufgabenstellung – Anwendung der Methode Collage Erfassen der Form – Anlage einer Collage als Klebebild (vgl. Methodenblatt Collage im Thillm-Heft Reihe Materialien 188)	3
<i>Selbstkompetenz</i>	
Reflexion	2
Selbsterkenntnis	2
<i>Sozialkompetenz</i>	
bei Partner- oder Gruppenarbeit	1

Note	Punkte
1	31 – 30
2	29 – 25
3	24 – 20
4	19 – 16
5	15 – 11
6	ab 10

**Bewertungskriterien
Lernplakat/Wandzeitung/Collage**

mögliche Kriterien (abgeleitet aus der jeweiligen Aufgabenstellung)	++	+	–	--
Sauberkeit				
– Übersichtlichkeit/Anordnung	sehr übersichtlich	übersichtlich	teilweise übersichtlich	unübersichtlich
– Lesbarkeit (Schriftgröße)	sehr gut lesbar	gut lesbar	noch lesbar	nicht lesbar
Originalität				
– Überschrift	kreativ	angemessen	vorhanden	fehlt
– Farbeinsatz	bewusst gewählt	zum Teil bewusst gewählt	eher zufällig	kein
– Materialauswahl	sehr vielfältig	angemessen	wenig	kein
Informationsgehalt				
– Verständlichkeit	sehr gut	gut	teilweise	unverständlich
– Aussagekraft	sehr hoch	hoch	bedingt	keine
– Gestaltung (Text, Grafik, Symbole)	bewusst eingesetzt	zum Teil bewusst eingesetzt	nicht bewusst eingesetzt	mangelhaft
Inhalt				
– sachliche Richtigkeit	sachlich richtig	kleine Fehler	grobe Fehler	völlig falsch
– Vollständigkeit	vollständig	zum Teil vollständig	lückenhaft	unvollständig, mangelhaft
– Rechtschreibung	fehlerlos	kleine Fehler	grobe Fehler	mangelhaft

Hinweis: Beispiel für Lernplakat unter
http://www.teachsam.de/arb/lernplakat/arb_lplakat_3_2.htm (24.05.2016).

Operatoren Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften 9/10

Anforderungsbereich I	
nennen	Sachverhalte, Strukturen und Prozesse begrifflich präzise aufführen, ohne diese zu kommentieren
darstellen beschreiben zusammenfassen	wesentliche Aspekte eines Sachverhaltes im logischen Zusammenhang unter Verwendung der Fachsprache wiedergeben

Anforderungsbereich II	
charakterisieren	Sachverhalte in ihren Eigenarten beschreiben und unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammenführen
erklären	Sachverhalte durch Wissen und Einsichten in einen Zusammenhang einordnen und deuten
erläutern	wie erklären, aber durch zusätzliche Informationen und Beispiele verdeutlichen
einordnen	einen Sachverhalt in einen neuen oder anderen Zusammenhang stellen
erschließen	aus Materialien bestimmte Sachverhalte herausfinden, die nicht explizit genannt werden, und Zusammenhänge zwischen ihnen herstellen
vergleichen	nach vorgegebenen oder selbst gewählten Kriterien Sachverhalte gegenüberstellen und Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede ermitteln und darstellen
analysieren untersuchen auswerten	Materialien oder Sachverhalte kriterienorientiert bzw. aspektgeleitet erschließen und darstellen

Anforderungsbereich III	
begründen	zu einem Sachverhalt komplexe Grundgedanken unter dem Aspekt der Kausalität argumentativ und schlüssig entwickeln
diskutieren	zu einem Sachverhalt eine Argumentation entwickeln, die zu einer begründeten Bewertung führt
beurteilen	den Stellenwert von Sachverhalten oder Prozessen in einem Zusammenhang bestimmen, um kriterienorientiert zu einem begründeten Sachurteil zu gelangen
Stellung nehmen	ausgehend vom Sachurteil unter Einbeziehung individueller Wertmaßstäbe zu einem begründeten eigenen Werturteil kommen
erörtern	zu einer vorgegebenen Problemstellung eine reflektierte Auseinandersetzung führen und zu einer abschließenden, begründeten Bewertung gelangen
prüfen	Aussagen aus Materialien auf ihre Angemessenheit hin untersuchen
interpretieren	Sinnzusammenhänge erschließen und eine begründete Stellungnahme abgeben
gestalten entwerfen	produktorientierte Aufgabenstellungen bearbeiten und die selbstständig entwickelten Ergebnisse darstellen
entwickeln	zu einem Sachverhalt oder zu einer Problemstellung ein konkretes Lösungsmodell, eine Gegenposition, ein Lösungskonzept oder einen Regelungsentwurf begründet entfalten

Glossar

Nachfolgende Begriffserklärungen sollten im Unterricht vermittelt werden. Möglich wäre auch das Anlegen eines Schülerlexikons, einer Lernkartei oder eines Begriffskatalogs (unterrichtsbegleitend).

Asyl	(lat. <i>asylum</i>) bedeutet einen Zufluchtsort, eine Unterkunft, ein Obdach oder eine Notschlafstelle (Nachtasyl), den Schutz vor Gefahr und Verfolgung oder die temporäre Aufnahme der Verfolgten, GG Art. 16a Abs. 1: Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.
Egoismus	(griech./lat.: <i>ego</i> – ich) sind Handlungsweisen, die das eigene ICH, die eigenen Wünsche in den Mittelpunkt stellen, wird meist als Synonym für rücksichtsloses Verhalten gegenüber anderen verwendet
Gelöbnis	öffentliches feierliches Versprechen, etwas zu tun, z. B. Gelöbnis von Rekruten der Bundeswehr, mit dem sie ein Bekenntnis zu ihren Pflichten ablegen
Hardskills	„harte“ berufstypische Qualifikationen
Individualität	(lat.: <i>individuus</i> – unzertrennlich, unteilbar) beschreibt die Einzigartigkeit des einzelnen Menschen mit allen Merkmalen, die ihn von allen anderen Menschen unterscheiden
Individualisierung	bezeichnet den Prozess des Übergangs von der Fremd- zur Selbstbestimmung des Menschen in den westlichen Gesellschaften soziologische Dimension – Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen Klassen- und Versorgungsbezügen der Familie – Auflösung kollektiver Erfahrungen in der Arbeitswelt (wachsende Freiheitsmomente) – Herausbildung unterschiedlicher Familienorganisationen, z. B. Trend zum Single-Dasein – Auflösung traditioneller Lebensformen, -normen und Handlungsorientierungen sowie von Sicherheiten – neue Bindung und Abhängigkeit des Einzelnen an und von Großsystemen wie Arbeitsmarktsystemen, Bildungs- und Beschäftigungssystemen ökonomische Dimension – Individualisierung als Markenzeichen und Wettbewerbsfaktor – „Mass Customization“, d. h. Verknüpfung von Massenproduktion und Einzelfertigung entsprechend individueller Kundenpräferenzen <small>Nach www.wirtschaftundschule.de/lehrerservice/lexikon/i/individualisierung (29.03.2016)</small>
Individuum	der einzelne Mensch in seiner Besonderheit gegenüber der Gesellschaft
Initiationsritus	symbolische Handlung, Zeremonie, durch die z. B. ein Jugendlicher in eine Gemeinschaft aufgenommen wird

Kommunikation	Übertragung von Nachrichten zwischen Sender und einem oder mehreren Empfängern; Verständigung zwischen Menschen mithilfe von Sprache oder Zeichen
	verbale K. Informationsaustausch durch die Sprache
	nonverbale K. Botschaften über den Körper, wie z. B. Blickkontakt Mimik, Gestik, Habitus (Frisur, Make-up, Kleidung), Körperhaltung
	paraverbale K. Botschaften über die menschliche Stimme und das Sprechverhalten, wie z. B. Stimmlage, Lautstärke, Betonung, Sprechtempo, Artikulation, Sprachmelodie
	interkulturelle K. eine soziale Interaktion zwischen Individuen, sozialen Gruppen, Gesellschaften oder Staaten aus unterschiedlichen Kulturen, Missverständnisse können durch Ausdrucks-, Darstellungs- und Handlungsweisen wie Lautstärke, Tonfall, Mimik, Gestik, Grad der Höflichkeit und Grad der Freundlichkeit entstehen
Kommunikationsmedium	Medium (lat.: <i>medium</i> = Mitte, Mittelpunkt) wird in der Alltagssprache mit Kommunikationsmittel gleichgesetzt, mit deren Hilfe sich Menschen untereinander verständigen können; Massenmedien sind z. B. Film, Funk, Fernsehen, Presse
Kommunikationsmodell	wissenschaftlich-theoretische Beschreibung von Kommunikation, die Begriff und Funktion erklärt, z. B. Modell von Paul Watzlawick, 4 Ohren Modell Schulz von Thun
Migration	Aus- und Einwanderung von Menschen zwischen Staaten mit einem längerfristigen oder dauerhaften Wechsel des Aufenthaltsortes
News-Bias-Konzept	untersucht den Zusammenhang zwischen Einstellungen und Nachrichtenauswahl
Signalübertragung	Übermittlung von Informationen vom Sender über ein Medium zum Empfänger
Softskills	„weiche“ überfachliche Fähigkeiten wie Methodenkompetenz (z. B. Präsentationstechniken), Sozialkompetenz (z. B. Teamfähigkeit) Selbstkompetenz (z. B. Selbstvertrauen, Selbstreflexion)
Stereotyp	(griech.: <i>stereós</i> – fest, hart, haltbar, räumlich und <i>týpos</i> – in dieser Art, Form,-artig) sind mentale Vereinfachungen von komplexen Eigenschaften oder Verhaltensweisen, um eine Person, eine Gruppe als typisch zu charakterisieren
Vorurteil	ein vorab wertendes Urteil, das nicht auf Wahrnehmung oder Erfahrung beruht

Literaturverzeichnis

17. Shell Jugendstudie. Shell Deutschland. Holding (Hrsg.) Jugend 2015. Eine pragmatische Jugend im Aufbruch. Fischer Taschenbuch, Frankfurt a. M. 2015.
- Aus Politik und Zeitgeschichte (ApuZ 25/2015): Flucht und Asyl. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2015.
- BITKOM-Studie: Jung und vernetzt. Kinder und Jugendliche in der digitalen Gesellschaft. BITKOM – Bundesverband Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien e. V., Berlin 2014.
- EinFach Deutsch. Unterrichtsmodelle. Kommunikation. Gymnasiale Oberstufe. Schöningh Verlag, Paderborn 2007.
- Erl, Astrid/Gymnich, Marion: Interkulturelle Kompetenzen. Klett Verlag, Stuttgart 2014.
- Fischer, Christian/Thormann, Sabine: „Was ist denn hier bei uns im Haus los?“ Eine Sozialstudie zum Thema „Soziale Ungleichheit“ für den Politikunterricht in der Sekundarstufe I: In Gesellschaft-Wirtschaft-Politik 1/2016. Verlag Barbara Budrich, Leverkusen 2016., S. 117 ff.
- Geyer, Robby: Gesellschaft für Einsteiger. Thema im Unterricht/Extra, 2. Aufl., Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2014.
- Hradil, Stephan (Hrsg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2012.
- Pons Wörterbuch der Jugendsprache 2016. Pons GmbH, Stuttgart 2016.
- Ritzi, Nadine: Flüchtlinge, Themenblätter im Unterricht (109), Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2015.
- Schimank, Uwe: Sozialer Wandel. Wohin geht die Entwicklung? In: Hradil, Stephan (Hrsg.): Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2012.
- Scholz, Lothar: Methodenkiste, Thema im Unterricht/Extra, 6. Aufl., Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2015.
- Schulz von Thun, Friedemann/Zach, Kathrin/Zoller, Karen: Miteinander reden von A bis Z. Lexikon der Kommunikationspsychologie. Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbeck bei Hamburg 2012.
- Thüringer Lehrplan für den Erwerb der allgemeinen Hochschulreife. Wahlpflichtfach Gesellschaftswissenschaften. Erprobungsfassung 2013.
- Watzlawick, Paul u. a.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, 11. Aufl., Verlag Hans Huber, Bern 2007.

Weitere Empfehlungen

- Politik betrifft uns. Bergmoser + Höller Verlag AG, Aachen. www.buhv.de/unterrichtsmaterial/sekundarstufe-ii/politik-betrifft-uns.html
- Geschichte betrifft uns. Bergmoser + Höller Verlag AG, Aachen. www.buhv.de/unterrichtsmaterial/sekundarstufe-ii/geschichte-betrifft-uns.html
- www.bpb.de
www.bpb.de/lernen/formate/arbeitsblaetter/
www.bpb.de/shop/lernen/thema-im-unterricht/
www.bpb.de/lernen/themen-im-unterricht/212843/flucht-und-asyl/
www.hanisauland.de
- www.klicksafe.de/materialien/
- www.planet-schule.de
- www.teachsam.de

